Goldschmidt's
Bibliothek für Haus und Reise. Band XIX.

Die Weddinger.

Von

J. D. H. Temme.

1.

Berlin.
Verlag von Albert Goldschmidt.
[1874]

Vorwort.

Die vorliegende Erzählung von **J. D. H. Temme** bildet den 19. Band von

„Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise."

Diese Sammlung, begründet in der Absicht, eine neue anziehende und gediegene Unterhaltungs-Literatur zu billigem Preise für Haus und Reise zu bieten, wurde vom Publikum mit besonderem Beifall aufgenommen.

Die Erzählungen der beliebtesten deutschen Autoren hatten bisher — abweichend von ähnlichen Erscheinungen anderer Länder — einen verhältnißmäßig sehr hohen Preis, so daß sie meist nur von den Leih-Bibliotheken gekauft und mit Ausnahme vereinzelter Fälle nicht das Eigenthum der deutschen Nation wurden. Die Aufgabe, die sich nun die unterzeichnete Verlagshandlung dieser „Bibliothek" gestellt hat, ist: Gute, interessante Original-Erzählungen der beliebtesten deutschen Autoren in guter Ausstattung mit großem, deutlichem Druck zu billigem Preise zu veröffentlichen.

Bis jetzt sind folgende Bände erschienen:

I. **M. Ant. Niendorf,** Wie man regiert. 15 Sgr.
II. **Fr. Gerstäcker,** Irrfahrten. 15 Sgr.
III. **Fr. Gerstäcker,** Das sonderbare Duell. 10 Sgr.
IV. **Ad. Glaßbrenner,** Burleske Novellen. 10 Sgr.
V. **J. D. H. Temme,** Ein Gottvertrauen. 10 Sgr.
VI. **F. Wallner,** Aus der Theaterwelt. 10 Sgr.
VII. **F. Wallner,** Aus meinen Erinnerungen. 10 Sgr.
VIII. **F. Wallner,** Aus meinem Wanderbuche: Italia. 10 Sgr.
IX. **O. Beta,** Schmollis, ein Hundeleben. 10 Sgr.
X. **M. Ant. Niendorf,** Randschrift eines Königs. 10 Sgr.
XI. **Max Ring,** Am Abgrund. 10 Sgr.
XII. **K. Neumann-Strela,** Wer ist von Gottes Gnaden? 15 Sgr.
XIII. **Fr. Gerstäcker,** Verhängnisse. 15 Sgr.
XIV. **M. v. Schlägel,** Novellen. 10 Sgr.
XV. **J. D. H. Temme,** Der gute Herr. 10 Sgr.
XVI. **K. Neumann-Strela,** Erzählungen. 15 Sgr.
XVII. **F. Gerstäcker,** Ein Plagiar. 15 Sgr.
XVIII. **L. Schücking,** Wilderich. 15 Sgr.
XIX. **J. D. H. Temme,** Die Weddinger. 10 Sgr.
XX. **Ed. Adolay,** Miß Hetty. 10 Sgr.

Die genannten Vorzüge der Erzählungen in **Goldschmidt's Bibliothek** haben derselben bereits eine hervorragende Stelle in der belletristischen deutschen Literatur gesichert.

Berlin.

Die Verlagshandlung von Albert Goldschmidt.

Der dritte Mai des Jahres 1809 war ein verhängnißvoller Tag für das Dorf Weddingen. Ein schweres Verbrechen war hier verübt und über dem Verbrechen lag ein dunkler Schleier. Einen Raubmord nannten es die Einen, von einem Verwandtenmord sprachen die Anderen. Beides liege vor, hieß es dann wieder; aber der Thäter sei ein ganz anderer, als Der oder Die, die man im ersten Augenblicke als die Mörder bezeichnet habe.

Das Dorf Weddingen, ein großes und reiches Pfarrdorf, liegt in der Brandenburgischen Altmark, in ihrem nordöstlichen Winkel, nicht weit von der Elbe und nicht weit von der Mecklenburgischen Grenze. Die Altmark gehörte im Jahre 1809 zu dem Königreiche Westphalen, das der erste Kaiser der Franzosen wenige Jahre vorher für seinen jüngsten Bruder Jerome in dem Herzen von Deutschland aufgerichtet hatte und das wenige Jahre nachher mit der ganzen Napoleonischen Herrschaft und Wirthschaft von dem Deutschen Volke zertrümmert wurde.

In der Zeit, aus der wir hier erzählen, lag an dem östlichen Ende des Dorfes Weddingen ein großes schloßähnliches Gebäude mit vielen Nebengebäuden, und an dem entgegengesetzten westlichen Ende auf einer kleinen Anhöhe der Rest eines Baues, der in früheren Zeiten ein großes Prachtschloß gewesen sein mochte. Das Amt Weddingen wurde jener Complex von Gebäuden genannt, das Schloß Weddingen dieser Rest eines alten Schlosses.

Dem Amte Weddingen sah man überall den Reichthum, dem Schlosse Weddingen überall die Armuth an.

Amt und Schloß hatten in früheren Zeiten dem alten, stolzen

Freiherrngeschlechte von Weddingen gehört, das in zwei Linien blühte. Das Schloß hatte der älteren, mächtigeren Linie gehört und daher den Namen Altenweddingen geführt. Das Amt war das Besitzthum der jüngeren Linie gewesen und hatte Neuweddingen geheißen.

Unter dem Regimente des Großen Kurfürsten von Brandenburg war für die Freiherren von Weddingen eine Katastrophe eingetreten. Der Große Kurfürst war bekanntlich ein gewaltiger Herr, der in seinen Landen keine andere Gewalt und Herrschaft dulden wollte, als die seiner fürstlichen Hausmacht, und der dazu gegen die Städte und gegen den Adel seines Landes die gewaltthätigsten Mittel zur Anwendung brachte. Seinem Streben fielen auch die Freiherren von Weddingeu zum Opfer.

Der Freiherr von Neuweddingen war eines Tages auf der Jagd verunglückt. Er hatte keinen Leibeserben hinterlassen. Sein nächster Agnat war der Freiherr von Altenweddingen, ihm fiel daher Neuweddingen zu. Er wollte es in Besitz nehmen. Allein die Weddingen'schen Güter waren kurfürstliches Lehen. Der Große Kurfürst behauptete, die Linie Altenweddingen habe niemals die Mitbelehnung von Neuweddingen erhalten; dieses sei mithin an ihn, als den Lehnsherrn, zurückgefallen, und er nahm es in Besitz und machte ein kurfürstliches Domainenamt daraus. Gegen seinen Landesherrn konnte der Freiherr von Weddingen bei den Brandenburgischen Gerichten kein Recht finden. Er wandte sich daher klagend an das Reichskammergericht, das damals seinen Sitz zu Speier hatte. Damit hatte er sich sein Todesurtheil gesprochen. Der Große Kurfürst erblickte darin die Auflehnung eines Vasallen gegen seinen Lehnsherrn, versammelte seinen Brandenburgischen Lehnshof, und der Lehnshof erklärte den Freiherrn von Weddingen wegen Felonie seiner sämmtlichen Lehnsbesitzungen für verlustig.

Das Kammergericht zu Berlin verurtheilte ihn gleichzeitig wegen Hochverraths zum Tode. Der Herr von Weddingen war in das Ausland geflüchtet; in dem „Elende“ starb er in Elend. Der Große Kurfürst aber wurde dann großmüthig. Der Herr von Weddingen hatte einen Sohn zurückgelassen, einen Knaben von zehn Jahren. An ihm übte der Kurfürst Gnade. Er nahm den Knaben unter seine Pagen auf, machte ihn dann zum Officier und schenkte ihm von den großen und reichen Besitzungen seiner Väter das Schloß Weddingen mit Garten und Park, weiter nichts. Der Hauptmann oder Major von Weddingen war damit eben so reich oder arm, wie die meisten Officiere des Großen Kurfürsten, die von Adel sein mußten und dem Adel angehörten, dessen Wohlstand der Kurfürst vernichtet hatte. So mußten auch seine Nachkommen wieder Officiere werden, und die Freiherren von Weddingen waren reichlich vertreten in den Preußischen Rang- und Quartierlisten bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Dann aber nicht mehr.

Im Jahre 1804 mußte der Husarenlieutenant Freiherr Lebrecht von Weddingen seinen Abschied nehmen.

Er hatte in seiner Garnison ein zwar sehr anständiges und gebildetes, aber armes und bürgerliches Mädchen kennen gelernt, die hinterlassene Tochter eines Advokaten, die als Lehrerin und nebenbei durch weibliche Handarbeiten sich ernährte. Er liebte sie. Er war ein lebhafter und auch leichtsinniger Officier, wie es schon damals zu seinem Stande gehörte, aber er hatte ein braves, ehrliches Herz. Um eine Verführung des Mädchens war es ihm nicht zu thun. Sie liebte ihn wieder, er verlobte sich mit ihr. Er kam beim Könige um den Heirathsconsens ein, ohne den in Preußen kein Officier heirathen darf. Der Consens wurde ihm verweigert: „Seine Majestät werde niemals zugeben, daß

einer Ihrer Officiere, zumal von altem Adel, ein bürgerliches Weibsbild heirathe.“ Lebrecht von Weddingen nahm seinen Abschied, den er in den allerungnädigsten Ausdrücken erhielt, heirathete die Verlobte und ging mit ihr auf — seine Güter, wie der arme Officiersadel in Preußen zu sagen pflegt; er ging nach Schloß Weddingen.

Seine Ehe war nun allerdings keine nichtige, weil die Tochter des Advokaten dem Bauern- oder niederen Bürgerstande angehörte, aber sie war eine Hungerehe.

Lebrecht von Weddingen war nie auf seinen Gütern gewesen, wußte nur, daß sie aus einem Schloß, einem Park und einem Garten bestanden, und daß sie ihm bisher keinen Pfennig eingebracht hatten, dachte sich aber Schloß, Park und Garten als eine ansehnliche Besitzung, die er bei Fleiß und Sparsamkeit einträglich machen könne. Er war der leichtsinnige Husarenlieutenant. Da kam er nach Weddingen mit der jungen Frau, mit seinem Burschen, der schon seinem Vater ein treuer Diener gewesen war, mit seinem Dienstpferde, mit seiner Uniform, die er bei dem ungnädigen Abschiede nicht einmal tragen durfte, mit seinen Pistolen, mit denen er etwa nach einem Sperling schießen konnte, und mit einem langen, langen Gesichte, als er die verfallenen Reste des Schlosses Weddingen sah, und ein Gewirr von Dornen und Unkraut, das einmal ein Garten gewesen war, und einen großen leeren Raum, in dem sich nichts befand, als Schilf und Sumpf und graues Moos und verfaulte Baumstämme, und andere Dinge, die kaum ahnen ließen, daß hier einst ein Park gestanden habe. In den Schloßruinen konnte er kaum eine nothdürftige Wohnung sich einrichten. Und dann? Es wurde über Plänen für die Zukunft gebrütet, aber es konnten keine ausgebrütet, also auch keine ausgeführt werden. Man mußte von der Hand in den Mund

leben. Die junge Frau war praktisch, gewohnt zu arbeiten und mit Wenigem vorlieb zu nehmen; sie hatte noch einige Ersparnisse mitgebracht. Sie machte mit Hülfe des alten Dieners Konrad einige Partien des Gartens wieder urbar, baute Gemüse darin; der junge Baron selbst konnte mit zugreifen, den Spaten mit dem Husarensäbel vertauschen. Es gelang zu leben, kümmerlich, dürftig, beschwerlich. So vergingen zwei Jahre; man kam in das dritte Jahr. Die Altmark wurde — wie sollen wir es in zwei Worten ausdrücken? — sie wurde Westphälisch-Französisch. Aber giebt es denn einen größeren Gegensatz, als ihn diese zwei Worte aussprechen? Die neue westphälische Regierung hatte indeß Manches vor der alten preußischen voraus, manchen Zopf weniger. Dem verabschiedeten preußischen Lieutenant von Weddingen wurde eine Officiersstelle in westphälischen Diensten angetragen; er schlug sie aus; er wollte lieber hungern, als sich dem Feinde des deutschen Vaterlandes verkaufen. Er hungerte mit Frau, mit Kind, bald mit zwei Kindern; und um nicht zu verhungern, mußte zu allerlei Mitteln gegriffen werden. Die Baronin verkaufte ihre Sachen, der Baron die seinigen; nur das allernothwendigste behielten sie. Zu dem allernothwendigsten gehörte für den Baron seine Uniform, sein Pferd, sein Säbel, sein Paar Pistolen. Das Vaterland vergaß der brave ehemalige Officier nicht, und seinen König nicht, der dem ehrlichen Manne, der nicht unehrlich werden konnte, den ungnädigen Abschied gegeben hatte. Der König kann meiner Dienste doch wieder einmal bedürfen! Die Franzosen müssen zum Lande hinaus!

Aber es dauerte lange, bis sie hinausgeworfen werden konnten, und um nicht an dem Hungertuche allein nagen zu müssen, mußte die Baronin immer mehr verkaufen, und der Baron auch.

Der Baron aber, der von seiner Uniform, seinem Pferde und seinen Waffen nun einmal nicht lassen wollte, hatte nur „seine Güter“ zu verkaufen, nämlich das, was früher Schloßpark gewesen und nun zu einem halben Garten wieder hergestellt war, und was ein Schloß noch genannt wurde.

Konnte der Freiherr von Weddingen sich von Weddingen trennen?

Er mußte es. Außer dem Hunger trat noch ein anderer Versucher an ihn heran.

Eigenthümer des Amtes Weddingen waren zwei Brüder, Thomas und Jakob Müllner. Das Amt war seit der Zeit des Großen Kurfürsten bei der Familie Müllner als Pächtern gewesen. Die Domainenpachtungen in Preußen pflegten und pflegen noch vom Vater auf den Sohn und auf Enkel und Urenkel fortzuerben, und diese Alle werden reiche und immer reichere Leute dabei; die Pächter selbst und die Domainenräthe bei den Regierungen wissen wohl, warum. Auch die Gebrüder Müllner waren reiche Leute, die reichsten in der Altmark, hieß es. Die Westphälische Regierung verkaufte bekanntlich sehr bald ihre Domainen; die Brüder Müllner kauften das Amt Weddingen und waren nun ohne Zweifel die reichsten Leute im Lande.

Sie waren aber auch noch mehr. Sie waren ein paar hartherzige Menschen, geizige Wucherer, gönnten keinem Menschen etwas, also auch einer dem andern nicht, haßten jeden Menschen, also auch sich gegenseitig. Das reiche Amt gehörte ihnen gemeinschaftlich; keiner hatte es dem andern gegönnt, darum hatten sie es in gemeinschaftlichem Eigenthum erwerben müssen. Jeder hätte es dann gerne verwirthschaften, ruiniren mögen, wenn er dadurch nicht zugleich sein eigenes Vermögen ruinirt hätte. Aber eines versagte doch Jeder von ihnen sich selbst, damit es der Andere nicht

habe. Sie waren Junggesellen geblieben. Heirathe ich, so heirathet auch der Bruder, und eine Frau soll er nicht haben.

Ein Unterschied bestand zwischen ihnen. Jakob, der jüngere, war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der fleißig zur Kirche und zum Abendmahl ging. Thomas, der ältere, war ein guter Patriot, der mehr auf den Schutz des weltlichen, als des göttlichen Regiments zu halten schien. In der preußischen Zeit war er der treueste Preuße gewesen, unter dem König Jerome war er der eifrigste Franzose.

Noch ein anderer Unterschied bestand zwischen den beiden Brüdern. Thomas Müllner besaß gar nichts auf der Welt, als sein Geld und Gut. Jakob Müllner hatte doch noch etwas Anderes, woran sein Herz hing. Er hatte einmal vor vielen Jahren eine heftige Zuneigung zu einer Magd auf dem Amte gefaßt, die ebenso tugendhaft wie hübsch war. Er hatte ihr zuletzt die Ehe versprochen uud ihr dies schriftlich gegeben. Er wollte sie in der That heirathen, sich vorher nur mit seinem Bruder auseinandersetzen. Hierzu hatte er lange nicht den Muth. Unterdeß war das Mädchen Mutter geworden. Jetzt sprach Jakob mit Thomas. Der ältere Bruder erwiderte ihm einfach:

„Am Morgen vor der Trauung mit der Person bekommt sie oder Du eine Kugel durch den Kopf; wer von Euch Beiden, darauf besinne ich mich noch bis dahin. Das Kind wird den Zigeunern verkauft.“

Jakob Müllner kannte seinen Bruder und machte seinen Pakt mit ihm. Er heirathete das Mädchen nicht, aber sie blieb auf dem Amte mit ihrem Kinde, das er wie sein Kind hielt. Zu der Mutter des Kindes sagte er: Kommt Zeit, kommt Rath; ich heirathe Dich doch noch. Aber schon nach einigen Monaten begann sie zu kränkeln und wenige Wochen später war sie todt.

Die Leute sagten, Thomas Müllner habe sie vergiftet. Jakob Müllner trug seine ganze Liebe zu der Verstorbenen auf das Kind, ein Mädchen, über und sagte zu seinem Bruder: Wird dem Kinde ein Finger gekrümmt, so ist eine Kugel für Dich da.

Dem Kinde wurde kein Finger gekrümmt. Es blieb auf dem Amte und war der Augapfel seines Vaters, der ihm eine Erzieherin hielt und durch den sehr unterrichteten Pfarrer des Dorfes noch eine weitere Ausbildung geben ließ.

Die beiden Brüder haßten sich seitdem noch mehr.

Das Kind aber, Margarethe Müllner, erhielt mit der Zeit einen Gefährten auf dem Amte Weddingen.

Die beiden Brüder Thomas und Jakob Müllner hatten eine ältere Schwester gehabt, die in manchen Stücken das Gegentheil von ihnen war. Sie war lebenslustig, leichtsinnig, sah besonders gern junge Officiere. Nach dem frühen Tode der Mutter hatte der Vater sie zu einer Tante nach Stendal gebracht. Im Hause der Tante verkehrten die Officiere der Stendaler Garnison; mit den jungen Officieren verkehrte die leichtsinnige Oberamtmanns-tochter — etwas zu viel, so daß sie zuletzt sich genöthigt sah, einen armen, verabschiedeten Officier von bedenklichem Rufe zu heirathen, der die künftige reiche Erbin des alten Oberamtmanns zu Weddingen nahm, obwohl sie nur eine Bürgerliche war. Es gab freilich eine wunderliche Ehe. Die Frau trieb sich fortwährend mit den jüngeren Herren umher; der Mann wurde noch liederlicher; beide machten Schulden auf die künftige Erbschaft der Frau. Zuletzt war die Frau mit einem Schauspieler durchgegangen und der Mann wurde bald darauf todt in der Uchte gefunden, die Stendal durchströmt, und in die er des Nachts, als er betrunken über eine Brücke gehen wollte, hineingefallen war.

Das Ehepaar hinterließ einen Sohn, den der alte Ober-

amtmann Müllner auf dem Amte Weddingen zu sich nahm und der auch nach dem Tode des Oberamtmanns da bleiben mußte, weil seine Verwandten von väterlicher Seite dem armen Preußischen Officiersadel angehörten und selbst nichts hatten.

Hermann von Gramkov war drei Jahre älter als Margarethe Müllner. Die Beiden wuchsen auf dem Amte auf, wurden zusammen erzogen, wurden beide auf den Tod gehaßt von ihrem Onkel Thomas Müllner und schlossen sich mit um so herzlicherer Liebe an einander. Diese Liebe wurde wieder die Veranlassung, daß Jakob Müllner noch mehr als sein Bruder Thomas den armen adeligen Burschen haßte, der einmal sein Schwiegersohn werden und sein Vermögen durchbringen möchte.

Wie sein Vater! sagten die beiden Brüder. Das hatte eine besondere Bedeutung.

Der alte Oberamtmann hatte in seinem Testamente seine verschollene Tochter nach dem Gesetze zwar zur Miterbin neben ihren Brüdern einsetzen müssen, aber er hatte ihr nur den Pflichttheil hinterlassen, und Thomas und Jakob Müllner hatten darauf große Berechnungen aufgestellt, nach denen die Frau von Gramkov und ihr Mann von dem Oberamtmann schon weit mehr erhalten hatten, als der Pflichttheil betrug. Hermann von Gramkov hatte daher von seinen Oheimen nichts mehr zu erwarten, und sie erfüllten eine Pflicht als edle Menschen und fromme Christen, wenn sie den jungen Menschen bei sich aufnahmen und erziehen ließen. Freilich wurde davon gesprochen, daß der alte Oberamtmann Müllner später ein Codicill gemacht habe, in welchem die Beschränkung auf den Pflichttheil aufgehoben sei, und Thomas Müllner habe gleich nach dem Tode seines Vaters das Document vernichtet.

Freilich wurde ferner Hermann von Gramkov von seinen

beiden Oheimen nicht besser behandelt, als die Hunde auf dem Hofe — nicht einmal wie ein Knecht, sagte er sich oft und sagte Margarethe Müllner zu ihm, und die Beiden grollten täglich darüber, und das Mädchen weinte und tröstete, und ihre Herzen schlossen sich fester an einander.

Aber die Liebe zu dem Mädchen konnte den bittersten Haß gegen seine Peiniger aus dem Herzen des jungen Mannes nicht herausreißen.

So war der dritte Mai des Jahres 1809 gekommen.

Margarethe Müllner zählte sechzehn, Hermann von Gramkov fast neunzehn Jahre.

An dem Abend des genannten Tages wurde Jakob Müllner todt in dem Pfarrteiche des Dorfes Weddingen gefunden; er war ermordet.

Hermann von Gramkov, als man nach ihm suchte, war verschwunden.

Indeß kehren wir nach Schloß Weddingen zurück. —

An den Freiherrn Lebrecht von Weddingen war ein Versucher herangetreten und zwar in der Gestalt Jakob Müllners.

Die beiden Brüder waren gemeinschaftliche Eigenthümer des Amtes Weddingen mit Allem, was dazu gehörte. Außerdem aber hatte Jeder sein besonderes Vermögen für sich, und jeder schacherte und wucherte damit für sich soviel er konnte.

Nun hatte Jakob Müllner für seine Schacher- und Wuchergeschäfte den Freiherrn von Weddingen in's Auge genommen. — Der Mensch ist in Noth. Schloß, Garten und Park Weddingen müssen mein Eigenthum werden. Mein Kind ist dann einst die Besitzerin der ganzen ehemaligen stolzen und reichen Herrschaft Weddingen, und in der Altmark ist keine zweite Erbin wie sie und keine zweite Partie. Der Bursche, der Bettler Gramkov,

wird noch zu beseitigen sein. — Die Noth herrschte auf Schloß Weddingen, bittere Noth. Die alte Bündeljüdin Gedulla aus dem Hannoverschen hatte das Letzte weggetragen, was zu Gelde gemacht werden konnte. Der Erlös dafür reichte ein paar Wochen aus, um das kärgste Leben nothdürftig zu fristen, und der Winter stand vor der Thür und im Keller lagen zwar einige Kartoffeln, und in der Vorrathskammer getrocknete Bohnen und Erbsen, die bis zu Ostern reichen konnten; das war aber Alles, und zu Neujahr erwartete die Baronin ihre Niederkunft; es war ihr zweites Wochenbett und Nichts dafür da.

Der Baron ging in bitterer, verzweiflungsvoller Stimmung in dem öden, weiten Raume umher, der früher der Schloßpark gewesen war. Vor einem alten verfaulten Baumstamme, der im Sumpfe zwischen dem Schilfe lag, war er stehen geblieben.

Da stand ein Mann mit frommen Augen und fromm geschnittenem Haar neben ihm.

Es war Jakob Müllner.

Sie kannten sich von Ansehen, der Baron Weddingen und Jakob Müllner, gesprochen hatten sie noch nie ein Wort mit einander.

„Herr Baron,“ sagte der fromme Wucherer vom Amte Weddingen, „ich kenne Ihre traurige Lage; ich will Ihnen helfen.“

„Was geben Sie mir für den alten Baumstamm?“ fragte bitter der Baron.

„Herr Baron, Sie haben noch ganz andere Dinge zu verkaufen.“

„Wäre ich reicher, als ich weiß?“

„Diesen ganzen alten Park zum Beispiel.“

Der Baron zuckte zusammen.

Der Park gehörte zu seiner adligen Besitzung, zu seinem

Rittergute, machte es eigentlich aus; ohne ihn waren nur noch Garten und Mauerruinen da. Aber seine Lage war die traurigste von der Welt; Frau und Kind, bald zwei Kinder wollten und mußten leben.

„Was fordern Sie für diese Wüstenei?" fragte der Versucher.

„Was wollen Sie geben?"

„Hundert Thaler."

Für hundert Thaler ein Grundstück, das für jeden, der es urbar machen konnte, mehrere Tausend werth war! Aber wer konnte es urbar machen, außer den Gebrüdern Müllner, und Thomas Müllner war ein noch größerer Wucherer, als sein Bruder Jakob.

„Nein," sagte dennoch der Baron.

„Hundertfünfzig, Herr Baron! Aus purer christlicher Milde. Aber so wahr Gott mir helfe, keinen Groschen mehr."

„Und," fuhr der Versucher fort, „noch Eins, Herr Baron, wir machen den Handel schriftlich, und blos unter uns; kein Mensch erfährt etwas davon, und Sie bleiben im Besitze, wie bisher, wenigstens die ersten drei bis vier Jahre lang."

Der Baron konnte, durfte nicht widerstehen. Der Handel wurde gemacht, wie Jakob Müllner ihn vorschlug. Der Baron erhielt seine hundert und fünfzig Thaler. Der Winter wurde überstanden, die Baronin genas eines muntern Knäbleins. Aber Wochenbett und Winter hatten Geld gekostet, und als der nächste Winter kam, waren sie auf Schloß Weddingen wieder so arm wie die Kirchenmäuse, und der Baron ging wieder in Groll, Bitterkeit und Verzweiflung umher. Der fromme Jakob Müllner hatte richtig berechnet, daß der letzte von den anderthalb hundert Thalern auf Schloß Weddingen verzehrt sein müsse, und er stand wieder vor dem Baron.

„Was wollen Sie für Ihren Garten, Herr Baron? Ich gebe hundert Thaler dafür, sofort. Der Handel bleibt nur unter uns Beiden. Sie bleiben wieder in Besitz auf drei Jahre. Sie können Kartoffeln und Gemüse daraus ziehen."

„Satan!" knirschte der Baron.

Aber auch der Garten wurde verkauft, wie Jakob Müllner es vorschlug, und bis zum nächsten Frühjahr hatten sie auf dem Schlosse Weddingen wieder zu leben, kärglich genug.

Am 3. Mai 1809 aber war wieder der letzte Groschen ausgegeben, und man sah zu aller Welt Verwunderung den Baron Leberecht von Weddingen am Morgen dieses Tages zu dem Amte gehen und den Herrn Jakob Müllner aufsuchen. Die Beiden hatten lange mit einander gesprochen. Am Abend, als es dunkel wurde, war dann Jakob Müllner zum Schlosse Weddingen gegangen und anderthalb Stunden später wurde seine Leiche in dem sogenannten Pfarrteiche des Dorfes Weddingen gefunden.

Um das Dorf herum führte ein alter, wenig besuchter Fußpfad von dem Schlosse Weddingen nach dem Amte Weddingen.

An dem Pfade lag der Pfarrteich.

An demselben Tage hatte sich indeß auf dem Amte Weddingen noch Folgendes begeben:

Gegen Abend hatte Jakob Müllner einen Ritt durch die Weiden und Wiesen des Amtes gemacht, um besonders die Wuhranstalten an der Elbe zu besichtigen, die in Folge des im Frühjahr ausgetretenen Wassers einer Restauration bedurften. Hermann von Gramkov war mit deren Ausführung beauftragt.

Du hast den Bock zum Gärtner bestellt, hatte Thomas Müllner höhnisch zu seinem Bruder gesagt. Anstatt an der Elbe zu arbeiten, liebelt er in des Eichenwalds einsamem Dunkel mit Deiner saubern Tochter.

„Ist das wahr," erwiderte zornig Jakob Müllner, „so wird er meine Peitsche fühlen."

Damit ließ Jakob Müllner sich sein Pferd satteln, nahm seine längste Peitsche, sprengte zur Elbe hinaus, sah, daß seinen Anweisungen nur zur Hälfte Folge geleistet war und sprengte im Zorn nach dem Eichenwäldchen, das seitab am Wege von der Elbe nach dem Amte lag. Aus dem Wäldchen trat ihm Hermann von Gramkov entgegen.

„Elender Taugenichts!" rief der erzürnte Onkel dem Neffen zu, und seine lange Peitsche fuhr über Rücken und Schultern des jungen Edelmanns.

Jakob Müllner gab seinem Pferde die Sporen und jagte weiter zum Amte.

Hermann von Gramkov stürzte in das Wäldchen zurück.

Arbeiter auf dem Felde waren Zeugen des Auftritts gewesen.

Den jungen Mann sah man nicht wieder. Er war auch nicht nach dem Amte zurückgekehrt.

Nur eine Magd des Amtes behauptete, ihn später, als es dunkel geworden, unter den Bäumen des Eichenwäldchens im Gespräche mit dem Hühnerfritz gesehen zu haben.

Der Hühnerfritz war ein alter, lahmer preußischer Invalide, der sich im Lande umhertrieb, und seinen Namen davon führte, daß er, wie es hieß, aus dem Hühnerstehlen ein Gewerbe machte.

Den Herrn Jakob Müllner hatte man einige Zeit später auf dem Wege nach dem Schlosse Weddingen gesehen, und seitdem nur noch als Leiche. —

Es war nach zehn Uhr Abends an demselben Tage, von dem wir hier erzählen, als Konrad, der alte Husar und immer treu gebliebene Diener des Freiherrn von Weddingen, in seinem

Stübchen ein Geräusch vernahm, das ihn im hohen Grade stutzig machte.

Von dem alten und weitläuftigen Schlosse Weddingen war, abgesehen von den zusammengefallenen Stein- und Trümmerhaufen, nur noch ein einziger Flügel übrig; in diesem waren nur noch wenige Gemächer vorhanden, und auch diese nur kümmerlich bewohnbar. Zwei davon hatte die Baronin mit ihren beiden Kindern inne; sie lagen beisammen. Entfernt von ihnen, in einem anderen Gange, hatte der Baron seine Wohn- und Schlafzimmer nehmen müssen. Unten an einem Flur, nicht weit von dem Schloßthor, hatte der alte Konrad sein Stübchen. Er wohnte dort zugleich wie eine Art Portier.

Er hatte auch zum Abend den Herrn Jakob Müllner ankommen und zu dem Freiherrn hinaufgehen sehen. Nach einer Stunde gegen halb zehn hatte Jakob Müllner das Schloß wieder verlassen. Wenige Minuten nachher war auch der Freiherr Lebrecht von Weddingen fortgegangen.

Was Jakob Müllner mit seinem Herrn zu thun gehabt hatte, darüber konnte der Diener nicht in Zweifel sein, wenngleich Niemand ihm ein Wort davon gesagt. Der alte Konrad theilte die Leiden und Freuden seiner Herrschaft und sie hatte kein Geheimniß vor ihm. So wußte er, wie der Freiherr zuerst den Park und dann den Garten an Jakob Müllner verkauft hatte, und —

Und jetzt ist der Rest, sind diese alten Mauern dem Park und dem Garten gefolgt, und der Teufel holt Alles, wie immer, wenn man ihm einmal den kleinen Finger gegeben hat. Es mußte ja so kommen. Aber wo will er nun mit Frau und Kindern sein Haupt niederlegen?

Darüber hatte er seine Gedanken, als er bald nach Jakob

Müllner auch seinen Herrn das Schloß verlassen hörte. Er hatte auch hierüber seine Gedanken.

Alles hin! Nichts mehr von dem, was Hunderte von Jahren lang seinen edlen Vorfahren gehörte! Es mag ihm im Kopfe herumgehen und das Herz schwer genug machen. Da muß er in's Freie, in die dunkle Nacht hinein. Und auch der armen Frau mag er heute Abend nichts mehr davon sagen wollen: da will er sie heute gar nicht mehr sehen.

Eine halbe Stunde hatte der treue Diener so in seinen trüben Gedanken gesessen; sein Herr war noch nicht zurückgekehrt. Da vernahm er jenes Geräusch, das ihn stutzig machte.

Es war unten im oder am Hause, nicht weit von dem Eingangsthor des Schlosses, in der Gegend, wo ein kleiner Stall für das Pferd des Freiherrn hergestellt war. Die Thür des Stalles wurde aufgemacht.

Hat er auch sein Pferd dem Wucherer verkauft? fragte sich ingrimmig der alte Husar.

Das mußte er wissen. Er verließ sein Stübchen und ging zu dem Pferdestalle.

Das Pferd des Barons wurde gerade aus dem Stalle gezogen.

Der Baron selbst zog es heraus, aber er allein, und er war in seiner Husarenuniform und hatte seinen Palasch an der Seite. Das Pferd war gesattelt und gezäumt, und in den Holstern steckten die Pistolen des Barons.

„Herr des Himmels," rief der alte Diener, „was ist denn das?"

Sein Herr aber schwang sich in den Sattel und sagte: „Der Schill ist im Lande. Vor wenigen Tagen ist er von Berlin ausgerückt. Er hat schon die Elbe überschritten. Ueberall

strömen ihm die alten Soldaten unseres Königs zu, unseres rechtmäßigen Königs. Dürfte ich da zu Hause bleiben? Sie haben mich zwar schlecht behandelt in Berlin, aber ein ehrlicher Soldat trägt seinem Könige nichts nach. Und nun ist es es doch gut, daß ich Dich noch sehe. Bringe meiner Frau meine Grüße und sage ihr, sie solle die Kinder für mich küssen; Abschied hätte ich nicht nehmen können, es hätte ihr und mir das Herz zu schwer gemacht. Aber einen Zettel habe ich ihr zurückgelassen, in dem alten Wandschranke in meiner Stube; da wird sie auch Geld finden."

Damit hatte der Freiherr seinem Pferde die Sporen gegeben und er sprengte in die dunkle Nacht hinein.

Der alte Unterofficier ging zu der Baronin hinauf.

Die arme Frau wachte noch, saß an einer Arbeit für ihre Kinder.

Sie saß zwischen ihren beiden Kindern, die schon schliefen, zu der einen Seite das Mädchen von drei bis vier Jahren in seinem Bettchen, an der andern den Knaben von anderthalb Jahren in seiner Wiege. Sie waren ein paar so schöne, blühende, frische Kinder und schliefen so süß und die Mutter saß so blaß und abgehärmt und müde zwischen ihnen und arbeitete für sie in die späte Nacht hinein.

Der alte Diener trat mit schwerem Herzen zu ihr.

„War der gnädige Herr bei Ihnen?" fragte er einleitend.

Sie hatte ihn seit Mittag nicht gesehen.

Er erzählte ihr.

Sie erschrak wohl heftig und weinte bittere Thränen, und unter den Thränen küßte sie die schlafenden Kinder, wie ihr Mann es ihr hatte sagen lassen.

Da wurde es plötzlich laut unten an dem Schloßthor. Viele

Stimmen riefen durcheinander, an das Thor wurde geklopft, geschlagen, gestoßen.

„Aufgemacht! Im Namen des Gesetzes! Aufgemacht, oder wir brauchen Gewalt!“

Die Baronin schien das Alles kaum gehört zu haben; sie stand noch weinend bei den schlafenden Kindern.

Der alte Diener aber erschrak. Er erkannte die Stimme des Mannes, der im Namen des Gesetzes befahl, das Thor zu öffnen.

„Was will der Mensch hier, der elendeste Schurke, den es in der Altmark giebt?“

Thomas Müllner war der Rufende, Befehlende.

Konrad ging zu dem Thore hinunter, es zu öffnen.

Thomas Müllner stand draußen mit einem Haufen Menschen, vom Amte, aus dem Dorfe.

„Wo ist der Mörder?“ stürzte er durch das Thor.

„Besetzt das Haus!“ rief er den Leuten draußen zu. „Das ganze Raubnest! Daß keine Katze hinaus kann!“

„Wer ist der Mörder?“ fuhr er dann den alten Diener an.

„Welchen Mörder suchen Sie hier?“

„Seinen Herrn! Wo ist er?“

Der alte Konrad blieb ruhig.

„Mein Herr ist kein Mörder!“

„Er hat meinen Bruder ermordet, beraubt, ausgeplündert! Die ausgeraubte Leiche in den Teich geworfen! In den Pfarrteich da hinten! Gebt den Raubmörder heraus.“

„Mein Herr,“ sagte ruhig der Diener, „wenn er es ist, den Sie suchen, ist nicht mehr hier. Er ist fort, weit fort!“

„Geflüchtet! Geflüchtet! Ist das nicht ein Bekenntniß seiner

Schuld? Aber er wird doch noch da sein. Das Haus durchgesucht! Das ganze Raubnest!"

Sie wollten in das Haus dringen.

Da kam Jemand von außen herbeigerannt.

„Der Baron ist fort! Zu Pferde, in seiner Officiers-Uniform! Leute aus dem Dorfe haben ihn im Galopp fortsprengen sehen, nach dem Mecklenburgischen zu."

„Zum Schill!" sprachen Andere unter sich, und Manche kehrten zurück und verließen den Herrn Thomas Müllner, der früher der eifrigste Preuße gewesen und jetzt der wüthendste Franzose war.

Es war kein ehrliches Herz in der Altmark, das nicht die französischen Unterdrücker haßte.

Thomas Müllner aber rief:

„Ein Hochverräther ist er also dabei! Ein Landesverräther! Seiner Strafe wird er nicht entgehen. Aber er war hier im Hause. Suchen wir nach, ob er auch das geraubte Geld mit sich genommen hat. Zweihundert Thaler hatte mein armer Bruder bei sich. Bei der Leiche fehlten sie. Suchen wir nach dem Gelde. Seinem Weibe wird der Mörder wenigstens die Hälfte zurückgelassen haben. Alles, was wir finden, ist geraubtes Geld. In dem Nest hier war kein Groschen mehr sein!"

Sie drangen in das Haus.

In dem Zimmer des Barons, in einem Wandschranke, fanden sie zwei große Geldrollen; jede enthielt hundert Thaler.

„Er hat das Ganze dem Weibe zurückgelassen!" rief Thomas Müllner.

„Aber seht den Beweis, daß der Elende es meinem Bruder geraubt hat."

Die beiden Rollen waren an ihren Enden versiegelt. Das

Siegel war das Petschaft Jakob Müllners. Von Jakob Müllners Hand war zudem auf jede Rolle der Betrag ihres Inhalts geschrieben.

Die Leute standen erstarrt über so klare, entsetzliche Beweise des schwersten Verbrechens.

Den alten Konrad überlief es heiß und kalt.

„Verwahrt das Blutgeld!“ rief Thomas Müllner dem Dorfvorsteher zu, der in dem Haufen war.

„Und nun fort! Wir werden des Mörders doch noch habhaft werden. Das Weib und die Kinder entgehen uns nicht.“

Er zog mit den Leuten ab.

Konrad mußte zu der Baronin hinaufgehen, ihr berichten.

Das Herz war ihm wohl schwer genug.

Aber die Dame behielt ihre klare, sichere Ruhe.

„Mein Mann ist kein Mörder! Aber jener Mensch ist ein großer Bösewicht.“

Der Schlaf floh dennoch das Auge der unglücklichen Frau, und auch des treuen Dieners.

Die Frau saß noch aufrecht an den Betten ihrer Kinder.

Da wurde wieder an das Schloßthor gepocht. Der alte Konrad eilte zu dem Thore.

„Wer ist da?“ rief er.

„Friedrich Joachim Dornbusch!“ wurde von außen geantwortet.

„Ich kenne Euch nicht. Was wollt Ihr?“

„Kennt Ihr auch den Hühnerfritz nicht?“

Den Hühnerfritz kannte der alte Diener; er hatte wenigstens von ihm gehört.

Er hatte von ihm gehört als von einem gefährlichen Landstreicher, der überall, wohin er komme, den Bauern die Hühner stehle.

„Nein!“ antwortete er auf die Frage des Landstreichers.

Da wurde die Stimme draußen zornig.

„Was? Er war auch Soldat Seiner Königlichen Majestät von Preußen, und Er will den Hühnerfritz nicht kennen, der zwei Mal für seinen königlichen Herrn Spießruthen gelaufen hat?“

„Was wollt Ihr hier?“ wiederholte Konrad.

„Die gnädige Frau Baronin sprechen!“

Kommt morgen wieder. Um Mitternacht ist die Baronin nicht zu sprechen.“

Der Hühnerfritz sprach nicht mehr.

Aber eine Frauenstimme an seiner Seite bat:

„Ich habe die Frau Baronin dringend zu sprechen. In ihrem Zimmer ist noch Licht. Melde Er mich bei ihr.“

„Ihr Name?“ fragte Konrad.

„Ich kann ihn nur der gnädigen Frau nennen.“

Konrad ging zu der Baronin und meldete die Fremde, die zu ihr wollte.

Die Dame befahl, sie zu ihr zu führen.

Konrad kehrte zu dem Thore zurück, öffnete es.

Ein langer, hagerer, alter Mann stand davor, ein Bettler, wie trotz der Dunkelheit der Nacht seine abgetragene Kleidung und ein über die Schulter hängender grauer Leinwandsack zeigte. Als er sich bewegte, sah man, daß der Mann ein lahmes Bein nachzog.

An seiner Seite stand eine junge, feine, zarte Mädchengestalt.

„Folgen Sie mir,“ sagte der alte Konrad zu dem jungen Mädchen.

Sie trat zu ihm.

Der Bettler, der Hühnerfritz, wie er sich selbst genannt hatte, sagte zu dem Mädchen:

„Ich warte auf Sie, Mamsellchen, bis ich Nachricht erhalte, ob Sie bleiben können.“

Das Mamsellchen aber erwiderte ihm:

„Du kannst nun gehen. Wer der Hülfe bedarf, wird in dem Hause der Armuth nicht zurückgewiesen.“

Der alte Konrad führte sie zu der Baronin.

Das Licht in dem Zimmer der Dame beschien zwei bleiche Frauengesichter.

Aber auf den Zügen Beider lag ein klares, sicheres Bewußtsein.

Die Baronin kannte die Fremde nicht; diese kannte die Baronin.

„Gnädige Frau,“ sagte sie, „ich bin die Tochter des ermordeten Jakob Müllner.“

Einen Augenblick erschrak die Baronin doch.

„Was führt Sie zu mir?“

„Die Welt soll wissen, daß Ihr Gatte nicht der Mörder meines Vaters ist, er so wenig, wie ein Anderer, auf den gleichfalls der schändliche Verdacht geworfen werden soll. Darum suche ich Schutz bei Ihnen, da mir das Haus meines Vaters verboten ist.“

„Sie werden bei mir bleiben,“ sagte die Baronin, indem sie gütig Margarethe Müllner ihre Hand reichte. —

Auf dem Amte Weddingen hatte sich Folgendes ereignet: Nachdem Thomas Müllner das Schloß Weddingen verlassen, hatte er sich gerades Weges nach dem Amte begeben.

Hier trat er zunächst in das Gemach der Tochter seines Bruders.

„Du wirst in diesem Augenblick mein Haus verlassen.“

Margarethe Müllner sah ihn verwundert an.

Von dem Tode ihres Vaters hatte sie keine Ahnung.

„Dein Vater ist todt, ermordet. Seine Mörder sind die beiden adligen Bettler, mein sauberer Neffe Hermann und der Baron von Weddingen. Um Deines Vaters Willen wurdest Du hier geduldet. Jetzt fort mit Dir!“

Der Vater todt, ermordet, Hermann von Gramkov, an dem ihr ganzes Herz hing, als Mörder angeklagt, sie selbst aus dem Hause des Vaters hinausgeworfen, eine arme, verstoßene, unehrliche Waise, ohne einen Verwandten, ohne einen Angehörigen, ohne ein Obdach in der ganzen weiten Welt!

Aber Margarethe Müllner hatte ein edles und ein starkes Herz, und dem Elende gegenüber fühlte sie sich doppelt stark.

„Ich gehe,“ konnte sie ruhig sagen. „Aber hören Sie Eins von mir. Nicht Hermann ist der Mörder meines Vaters, und auch nicht der Baron von Weddingen! Den wahren Mörder soll die Welt kennen lernen.“

„Dirne!“ drohte Thomas Müllner.

Aber sein graues Gesicht war aschfarben geworden.

Margarethe aber ging ruhig an ihre Kommode, die in dem Gemache stand. Sie schloß sie auf und nahm eine Rolle Geld heraus.

Der Geizhals wollte auf sie zustürzen, ihr das Geld aus der Hand reißen.

Sie stand in ihrer edlen Ruhe unbeweglich.

„Es ist mein Eigenthum!“ sprach sie. „Rühren Sie mich nicht an. Sie würden den zweiten Raub und auch den zweiten Mord heute begehen.“

Thomas Müllner rührte das Mädchen nicht an, konnte sich selbst nicht rühren.

Margarethe verließ das Amt.

Sie wußte, wo sie Schutz finden werde.

Sie schlug den Weg ein, der um das Dorf herum zum Schlosse Weddingen führte.

Nicht weit vom Amte trat aus den Fichten am Wege der alte lahme Bettler auf sie zu.

„Ich hatte Sie erwartet, Mamsell Margarethe!“

„Hier? Zu dieser späten Nachtstunde?“

„Gewiß! Auf das Eine mußte das Andere folgen. Und ich kann Ihnen noch mehr sagen. — Aber wohin wollen Sie?“

„Zu der Baronin Weddingen.“

„Das ist recht. Ich begleite Sie und unterwegs erzähle ich Ihnen.“

Der Hühnerfritz, der seinen Namen führte, weil er den Bauern die Hühner stahl, begleitete Margarethe Müllner zum Schlosse Weddingen, und unterwegs erzählte er ihr viel und sprach noch mehr mit ihr; aber sie mußte ihm versprechen, keinem Menschen ein Wort davon wieder zu sagen, und er selbst war stumm wie das Grab.

II.

Der fünfzehnte Mai des Jahres 1809 war wiederum ein schwerer und verhängnißvoller Tag für das Dorf Weddingen.

Am 28. April jenes Jahres war der Major von Schill mit einem Regimente aus Berlin ausgerückt, zu einem Uebungsmanöver, wie es hieß, in Wahrheit aber, um den großen Kampf zu beginnen, der Deutschland von der französischen Herrschaft befreien sollte.

Das Frühjahr 1809 war für den geeignetsten Zeitpunkt zu diesem Anfange erachtet. Der Kaiser Napoleon war in den neuen Krieg mit Oesterreich verwickelt. Napoleon mußte seine sämmtlichen Truppen, so viel er deren anderswo entbehren konnte, dahin werfen; auch der Deutsche Norden mußte von ihnen entblößt werden. Nur in Magdeburg und in einigen andern festen Plätzen blieben Franzosen zurück. Da galt es, hier im Norden eine Macht zu schaffen, die rasch nach Süden drängte, in den Rücken der französischen Hauptarmee, welche auf der anderen Seite die Oesterreichischen Heere gegen sich hatte. Ein allgemeiner bewaffneter Aufstand des Deutschen Volkes im Norden sollte geschaffen werden; im Königreiche Westphalen sollte er beginnen. Im Hessischen erhoben sich unter Führung des Obersten Freiherrn von Dörnberg die Bauern. Im Magdeburgischen sollte der Major von Schill das Volk gegen seine Französischen Unterdrücker zu

sammenbringen. Er war zu dem Zwecke mit einer muthigen Schaar aus Berlin ausgezogen. Man konnte nicht zweifeln, daß es ihm gelingen werde, sein Regiment zu einem Corps zu vergrößern.

Man glaubte nicht zweifeln zu dürfen, daß Dörnberg einen gleichen Erfolg erreichen werde. Andere kühne Führer mußten sich dann in allen Orten finden. Aber man hatte auf Eins nicht gerechnet. Die Französische Macht, die Napoleonische Kriegskunst hatte in wenigen Wochen Oesterreich besiegt, niedergeworfen. Am 15. April war die Oesterreichische Kriegserklärung erfolgt: am 13. Mai schon zog Napoleon als Sieger in Wien ein. Als Schill am 28. April aus Berlin zog, hatte wenige Tage vorher, am 22., Napoleon bei Eckmühl einen Sieg erfochten, der entscheidend für den ganzen Kampf war. In Berlin hatte man noch keine Nachricht davon gehabt: selbst die Kunde von den wichtigsten Kriegsereignissen konnte sich damals nur langsam durch das Land verbreiten. Erst nachdem er bei Wittenberg die Elbe überschritten und Halle erreicht hatte, erfuhr der Major Schill die Napoleonischen Siege über die Oesterreicher. Zu gleicher Zeit erhielt er die Nachricht, daß Dörnberg's Aufstand in Hessen zu früh ausgebrochen, mißglückt war. Der kühne Führer verlor den Muth nicht. Er änderte nur seinen Plan. Anstatt nach dem Süden Deutschlands zu rücken, galt es ihm jetzt, weiter nach Norddeutschland zu ziehen und dort vor der Hand den kleinen Krieg mit den Franzosen zu führen, bis England von den Hafenplätzen der Nordsee Hülfe senden oder einen Rückzug nach England sichern könne. Er zog mit seinen Leuten nach Magdeburg. Sein Regiment war schon zu einem, wenn auch nur kleinen Corps vergrößert. Ueberall waren ihm alte Officiere, ausgediente Soldaten, junge begeisterte Männer zugeströmt. Von Magdeburg aus

wollte er das Braunschweigische gewinnen, von Braunschweig aus sich nach Ostfriesland werfen. Allein bei dem Dorf Dodendorf wurde ihm, am 5. Mai, durch einen Theil der Besatzung von Magdeburg der Weg verlegt; er mußte sich nach der Altmark wenden, um Englische Hülfe entweder in Wismar oder Rostock, oder schlimmsten Falls in Stralsund zu erwarten. Er zog bis in den nordöstlichen Winkel der Altmark hinauf, um von da durch eine kleine Strecke des althannoverschen Landes Mecklenburg zu erreichen. In der Nähe des Dorfes Weddingen stieß er noch einmal auf Franzosen. Ein heftiger, blutiger Kampf entspann sich. Schon bei Dodendorf hatte er viele seiner tapfersten Soldaten, seiner besten Officiere verloren. Bei Weddingen war sein Verlust fast kein geringerer. Das Gefecht hatte bald nach der Mittagszeit begonnen, ganz in der Nähe des Dorfes, gleich jenseits des Dorfwaldes, der im Norden des Dorfes sich ausdehnte. Der Kampf war hier lange unentschieden. Schill hatte den Wald zur Deckung genommen; die Franzosen suchten ihn davon abzudrängen. Es wurde heiß gekämpft. Der Tag neigte sich schon, als von dem Kanonendonner noch immer die Erde erdröhnte, bis zu den Füßen der Dorfbewohner, die am Rande des Waldes angstvoll den Ausfall des Kampfes erwarteten. Durch den Donner der groben Geschütze vernahm man deutlich das Knattern der Musketen. Die untergehende Sonne färbte sich noch dunkelroth in all' dem Rauch und Dampf, den die Feuerwaffen mit den mörderischen Kugeln zugleich ausspieen. Da auf einmal wurde es anders. Es schien ein plötzlicher Stillstand des Gefechtes eingetreten zu sein. Dann plötzlich wurde wieder hastig geschossen. Schlag auf Schlag krachten die Kanonen; das Pelotonfeuer des Kleingewehrs knatterte dazwischen. Aber Alles entfernte sich: von Minute zu Minute hörte man es in weiterer Ferne. Dann ver-

nahm man nur noch die Schläge der groben Geschütze; zuletzt verstummten auch diese. Die volle Dunkelheit des Abends war darüber eingetreten.

Die Bewohner des Dorfes athmeten auf.

Schill ist den Franzosen entkommen, am Saume des Waldes entlang. — Sie verfolgen ihn. — Sie geben auch die Verfolgung auf.

Zwei Herzen konnten nicht aufathmen.

Die Baronin Weddingen und Margarethe Müllner standen zagend in dem Gemache der Baronin, aus dessen Fenster sie den Dorfwald übersahen, hinter welchem unmittelbar der Kampf wüthete. Bei jedem Schusse erbebten die Herzen der Frau und des Mädchens. Die Eine wußte ja ihren Gatten in dem Kampfe, die Andere den Freund ihrer Jugend, den Geliebten ihres Herzens, wenn ihre Lippen es ihm auch noch niemals gesagt hatten.

Der Baron hatte ausdrücklich hinterlassen, daß er zum Schill'schen Corps wolle. Daß Hermann von Gramkov in derselben Absicht sich entfernt habe, hatte der Hühnerfritz Margarethe mitgetheilt.

Der alte lahme Invalide, der sich rühmte, zweimal für seinen König Spießruthen gelaufen zu sein, war dann mehrmals auf Schloß Weddingen gewesen, heimlich zu dunkler Nachtzeit, und er hatte auch geheime Nachrichten überbracht, von denen kein Anderer etwas wußte. Wie er sie erfahren hatte? Er kam ja überall hin, der Hühnerfritz, in seiner abgeschabten grauen Jacke, mit seinem weiten und langen Bettelsack, in dem ein Dutzend Hühner und mehr Platz hatten; mit seinem derben, eisenbeschlagenen Knotenstock; mit seinem lahmen Fuße, den er rasch genug nachschleppen konnte; mit seinem blassen, melancholischen und doch so frechen Gesichte, daß die Leute, die ihm allein begegneten, scheu

vor ihm auswichen, die Frauen vor ihm liefen, und die Kinder, wenn er sie anblickte, wie versteinert standen und nur schreien konnten.

Der Hühnerfritz war ein Kind der Altmark; aber in welcher Stadt oder in welchem Dorfe er das Licht der Welt erblickt hatte, das wußte Niemand, und er selbst, wenn er danach gefragt wurde, sagte, er wisse es auch nicht. Er wußte nur, oder wollte nur wissen, daß er als ganz junger Bursche Preußischer Soldat geworden war, hatte werden müssen. Er war ein langer, gerader, hübscher Bursch gewesen; darum war er unter die Garde in Potsdam gekommen. Er war auch ein gewandter und anstelliger Mensch; darum war er der Liebling der Officiere, und selbst das Auge des Königs hatte mit Wohlgefallen auf ihm geruht: Friedrichs des Großen Auge; denn Friedrich Wilhelm der Zweite hatte Blicke nur für etwas Anderes. Aber Friedrich Joachim Dornbusch, wie der Hühnerfritz eigentlich hieß, war auch schon in seiner Jugend ein großer Taugenichts gewesen, und man wollte wissen, daß die Bauern seiner Dorfgemeinde, um ihn los zu werden, ihn an die Werber verkauft und so ein doppelt gutes Geschäft gemacht hätten. Wie die Dorfgemeinde hieß, und wo sie lag, wußte man, wie schon gesagt, freilich nicht. Auch als Soldat wollte er nicht gut thun; es kamen oft Klagen gegen ihn, daß er ein Raufer, ein Trinker, gar ein Dieb sei. Die Ermahnungen seines Unterofficiers, der Ehre eingedenk zu sein, daß er zu der königlichen Garde gehöre, fruchteten bei ihm nicht. So mußte er zuletzt Spießruthen laufen, einmal und ein paar Jahre später zum zweiten Male. Beim zweiten Male hatten sie ihn zum Krüppel gehauen; er mußte lange Zeit das Krankenlager hüten, und als er wieder aufstand, hatte er ein lahmes Bein, das kein Feldscheer ihm wieder gesund machen konnte. Er erhielt einen Lauf- und Bettelpaß als

Invalide. Damit kehrte er nach seiner Heimath zurück. Seine Heimath war in der Altmark, und er machte die ganze Altmark dazu, und von der mecklenburgischen Grenze bis nach Wolmirstädt bei Magdeburg hin durchstrich er das Land, auf seinen Invalidenpaß bettelnd und stehlend. Am liebsten stahl er Hühner, und daher hieß er, wie wir schon sagten, der Hühnerfritz. Und der Hühnerfritz war in der ganzen Altmark bekannt, wie, nach dem Sprichworte, ein bunter Hund. Wo er in einem Dorfe oder auf einem Bauernhofe sich sehen ließ, da lief zuerst alles nach den Hühnern, sie vor ihm zu retten. Gewöhnlich kam man schon zu spät. Seine Fertigkeit, das Federvieh einzufangen, mit den Händen es zu greifen, oder aus der Ferne schon mit seinem Knotenstocke niederzuwerfen und dann sofort in seinem Bettelsack in Sicherheit zu bringen, war eine ausgezeichnete, und wurde vielleicht nur durch seine Frechheit übertroffen, mit welcher er seinen Raub zu vertheidigen wußte.

„Ich hätte ein Huhn da drinnen, dummer Bauer?"

„Es schreit und strampelt ja und will wieder heraus!"

„Aber nicht zu Dir!"

„Aber ich will mein gestohlenes Gut zurückhaben."

„Gestohlen, Bauer? Ein preußischer Invalide, der zweimal für seinen König Spießruthen gelaufen hat, sollte stehlen? Die Franzosen, das langfingerige Lumpenpack, die saugen uns arme Deutschen aus, stehlen, rauben und plündern, und werden Euch noch Euer letztes Huhn nehmen, wenn sie nicht bald zum Lande hinausgejagt werden, und das wird mit Gottes und unseres Königs Hülfe geschehen. Ich könnte Euch Wunderdinge erzählen, wenn ich Staatsgeheimnisse verrathen dürfte."

Und nun mußte er den neugierig gewordenen Bauern erzählen, und er log ihnen die unsinnigsten Dinge vor, die, je

unsinniger sie eben waren, ihren Wünschen und Hoffnungen um destomehr entsprachen und destomehr von ihnen geglaubt wurden. Von den gestohlenen Hühnern war dann keine Rede mehr.

Nicht immer freilich half der Patriotismus ihm durch; dann wurde er entsetzlich.

„Ihr Lumpenpack! Ihr schlechten Patrioten! Ihr wollt Deutsche sein, freie Männer? Sklavenseelen seid Ihr, die man auf die französischen Galeeren schicken sollte, wie die Juden nach Egypten mußten. Und bis es dazu kommt, muß man Euch den rothen Hahn auf das Dach setzen. Ja, den rothen Hahn! Kennt Ihr die Gedulla, die alte jüdische Zauberin, die mit ihrer Kabbala sich unsichtbar machen kann und das Feuer beschwört? Soll ich ihr einmal sagen — ich begegne ihr oft im dunklen einsamen Walde — soll ich ihr dann einmal von hartherzigen, geizigen Bauern erzählen, die dem Armen keine Kruste Brod gönnen? Wenn Ihr dann am andern Morgen oder in der Nacht wach werdet, und der rothe Hahn schon Euer Dach verzehrt, dann ruft nach Euren Hühnern —“

Den Bauern lief schon eine Gänsehaut über den ganzen Leib. Der rothe Hahn auf dem Dache, und die alte Bündeljüdin Gedulla, die mit ihrer rothen Nase, ihren triefenden Augen, ihrer ganzen Froschgestalt und ihrer Kabbala das Feuer zu beschwören und sich selbst unsichtbar machen konnte, das waren zwei gar zu fürchterliche Schreckbilder für die Bauern der Altmark, und der Hühnerfritz stahl ungestraft fort.

Freilich that er auch Anderes. Daß er manches gestohlene Huhn zu armen Leute trage, zu Kranken, die der Stärkung, und zu Wöchnerinnen, die der Labung bedürfen, das erzählte man sich oft genug, und daß er auch sonst noch Trost und Hülfe für Leid und Noth habe, wollten die Leute gleichfalls wissen. Hatte er

nicht auch Margarethe Müllner in ihrer Verlassenheit zu der Baronin Weddingen gebracht? Und hatte man nicht Hermann von Gramkov in schwerer Stunde heimlich mit ihm sprechen gesehen? Allerdings sollte Hermann von Gramkov der Mörder seines Oheims Jakob sein. Und allerdings stand der Hühnerfritz auch mit Thomas Müllner in einer geheimnißvollen Verbindung und — — aber erzählen wir weiter.

Es war dunkler Abend geworden. Der Kampf zwischen den Preußen und Franzosen war zu Ende. Schill hatte sich durchgeschlagen, seinen Zug nach der Mecklenburgischen Grenze fortgesetzt. Die Franzosen verfolgten ihn auch nicht, wie daraus hervorging, daß man kein Schießen weiter hörte.

Die Baronin Weddingen und Margarethe Müllner standen mit ihren zagenden Herzen am Fenster, schauten und horchten in die dunkle Ferne, in die dunkle Nähe, über den Dorfwald hinweg, an dessen anderer Seite der Kampf gewüthet und getost hatte, in das Weideland diesseits, auf dem die Dorfbewohner harrend standen, als ob sich noch immer etwas ereignen müsse. Auch die beiden Frauen erwarteten etwas, hoffend und fürchtend.

Ihre Lieben mußten mit in dem Kampfe gewesen sein. Waren sie unter denen, die jetzt den Zug nach Mecklenburg fortsetzen konnten? Bedeckten ihre Leiber den Kampfplatz, auf dem so viel Blut heute geflossen war? Lagen sie dort still unter den stillen Todten, oder stöhnend und ächzend unter den jammernden und klagenden Verwundeten? Oder aber — aus dem Walde tauchten einzelne Gestalten auf, nahe genug beim Schlosse, daß man sie sehen, wenn auch nicht unterscheiden konnte. Die Dorfbewohner umringten sie, sprachen mit ihnen. Waren es versprengte Preußen, die von ihrem Korps abgeschnitten waren, sich nicht wieder mit ihm vereinigen konnten? Hatten sie Nachricht

von den beiden Männern, um welche die Herzen der beiden Frauen in dem alten Schlosse sich ängstigten? Waren diese Männer vielleicht selbst da unten? Konnten sie nicht jeden Augenblick erwartet werden? Die Feigen sind es ja nicht, die am weitesten sich vorgewagt, dem Feinde sich entgegengeworfen, am längsten ihn zurückgehalten haben und nun von den Ihrigen abgeschnitten sind.

Nach einer Weile hörte man leises Sprechen in dem Gange vor dem Gemache der Baronin.

Die Herzen der beiden Frauen klopften hörbar.

Die Thüre des Gemachs öffnete sich.

„Der Hühnerfritz!“ sprach der alte Diener Konrad hinein.

„Was bringt er?“

„Er will es selbst mittheilen.“

Die Stimme des alten Dieners klang so sonderbar.

„Unglücksrabe!“ tönte es in den beiden zagenden Herzen.

Der Hühnerfritz trat in das Gemach.

Er war vor zwei Tagen noch hier gewesen. Damals hatte er gute Nachrichten gebracht. Der Baron von Weddingen sowohl wie Hermann von Gramkov waren bei dem Schill'schen Korps angekommen; jener schon am Abend des dritten Mai, der andere am folgenden Tage. Beide waren willkommen gewesen; der Baron war sofort als Officier bei den Husaren eingetreten, Hermann von Gramkov vorläufig der Infanterie überwiesen. Gleich am 5. Mai hatten sie dann das mörderische Gefecht bei Dodendorf mitgemacht. Das Korps hatte die Bravour der neu Angekommenen bewundert. Schill verlor in diesem Gefechte viele seiner besten Officiere, die ersetzt werden mußten. Der Baron Weddingen wurde von ihm zum Rittmeister ernannt, Hermann von Gramkov zum Fähndrich in der Schwadron des Barons. Beide hatten bei Dodendorf nur leichte Verwundungen davon getragen.

Heute hatte der Hühnerfritz keine gute Nachrichten zu bringen; man sah es ihm an, sowie er eintrat. — Die Baronin hatte nicht den Muth, ihn zu fragen; sie war, wenn sie auch lange so mit Geduld und Ergebung getragen hatte, nur eben die duldende, ergebene Frau.

Margarethe Müllner hatte ein frischeres, stärkeres, muthigeres Herz.

„Sprich es gleich aus, was Du hast," sagte sie zu dem alten Invaliden.

„Dazu," erwiderte der Hühnerfritz, „bin ich ja noch in der Nacht hergekommen. Eine Unglücksnachricht kann doch zuletzt Ruhe geben, die Ungewißheit nicht."

„Und welche Unglücksnachricht bringst Du?"

„Sie sind gefangen, Beide! Der Baron hatte sich an der Spitze seiner Husaren den Franzosen muthig entgegengeworfen, ihren Kanonen, ihren Gewehren, ihren Bajonnetten. Der Junker, sein Fähndrich, war an seiner Seite. Ihr Kampf war vergeblich, das Feuer der Franzosen zu mächtig, zu verheerend. Die Husaren wurden auseinander gesprengt. Der Rittmeister wollte nicht fliehen; der Fähndrich wollte ihn nicht verlassen. Die Husaren machten vergebliche Anstrengungen, zu ihnen zurückzukehren. Die beiden Officiere wurden von ihren Pferden gehauen, aus vielen Wunden blutend gefangen genommen."

„Wo sind sie jetzt?" fragte das Mädchen.

„Auf dem Wege nach Stendal."

„Und was soll dort mit ihnen geschehen?"

„Sie werden als Landesverräther, die mit den Waffen gegen den Kasseler König in der Hand gefangen genommen wurden, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden."

„Wenn sie nicht vorher ihren Wunden erliegen?“ konnte das muthige Mädchen fragen.

„Ihre Wunden sind nicht gefährlich.“

Die Baronin war an dem Bette ihres Töchterchens niedergesunken.

Margarethe Müllner konnte sich aufrecht erhalten, mit festem Schritt in dem Gemache herumgehen.“

„Wann kann das Kriegsgericht beisammen sein?“ fragte sie den Hühnerfritz.

„In drei bis vier Tagen. Es muß ein General oder Oberst dazu aus Kassel herüberkommen.“

„Wirst Du mich morgen nach Stendal führen?“

„Ich verlasse Sie nicht. Aber hoffen Sie nicht, die Unglücklichen zu retten!“

„Nicht ihr Leben, aber ihre Ehre! Den Soldatentod müssen sie sterben. Fanden sie ihn in dem Kampfe nicht, auch in dem alten Graben von Stendal treffen ehrliche Kugeln ihre Herzen. Aber sie dürfen nicht jene Anklage, nicht den heimtückisch auf sie geworfenen Verdacht des Mordes mit in ihr Grab nehmen. Sie sind nicht die Mörder meines Vaters; der gemeine Verbrecher muß entlarvt sein, ehe sie sterben.“

„Und Sie wollen ihn entlarven?“ fragte der Invalide.

„Ja!“

Sie sprach das kurze Wort so muthig, so entschlossen.

Die Baronin war aufgesprungen und umarmte das Mädchen.

„Und der Gott der Gerechtigkeit wird mit Dir sein, Du edles Kind!“

III.

Acht Tage nach den zuletzt erzählten Begebenheiten war in Stendal, der alten Hauptstadt der Altmark, das königliche Westphälische Kriegsgericht versammelt, um über die, in dem Gefechte bei Weddingen zu Gefangenen gemachten Unterthanen des Königs von Westphalen, Lebrecht von Weddingen und Hermann von Gramkov, wegen Hoch- und Landesverraths das Todesurtheil zu fällen.

In den gewöhnlich nicht belebten Straßen Stendals sah man heute noch weniger Menschen als sonst. In ganz Deutschland war die Französische Fremdherrschaft verhaßt; in der alten und gut preußischen Stadt Stendal war der Haß ein doppelt tiefer und grollender. Da sollten heute zwei ebenso muthige, wie patriotische preußische Officiere, von denen der eine dem ältesten Adel der Altmark, der andere einer der reichsten und angesehensten Familien der Provinz angehörte, von den Fremden zum Tode verurtheilt werden! Und sie hatten nichts verbrochen, als daß sie für ihr Vaterland und für ihren angestammten König muthig und tapfer, unter Entbehrungen und Aufopferungen gekämpft, ehrlich gekämpft hatten. Sie sollten dafür zum Tode verurtheilt werden, von den fremden Tyrannen im Lande. Ein General war von Kassel herübergekommen, mit dem Königlichen Befehl, daß nur ein Todesurtheil gefällt werde. Es war das so Napoleonischer Brauch,

dem Gerichte das Urtheil im Voraus zu dictiren. Späterhin wurde es auch anderswo den Napoleonen nachgemacht.

Die Einwohner Stendals hielten sich in ihren Häusern, wie an einem Unglücks- und Trauertage. War es denn nicht auch ein Unglück für sie, daß ihre Stadt, die getreue Hauptstadt des ältesten Brandenburgischen Landes, der Schauplatz eines solchen Ereignisses werden mußte?

Nur auf dem Platze vor dem Gerichtsgebäude, in dem das Kriegsgericht seine Sitzung hielt, waren einige Neugierige versammelt, still, scheu, des Augenblicks harrend, da der Ausspruch des Gerichts bekannt werde.

Die Sitzung des Kriegsgerichts war eine öffentliche; Jedermann konnte ihr als Zuschauer beiwohnen. Nur wenige Personen hatten sich in den Gerichtssaal begeben, nur solche, denen ihre abhängige Stellung zu dem fremden Regimente es zu einer Art von Pflicht gemacht hatte.

Zu den Harrenden auf dem Platze war leise eine fremde Dame getreten, ein junges Mädchen in Trauerkleidung. Die Leute hatten nicht auf sie geachtet. Gerade war Einer aus dem Gerichtshause gekommen, er wurde umringt, er sollte erzählen.

Was war da zu erzählen?

Die Angeklagten waren kurz verhört.

Ob sie gegen die Truppen des Königs von Westphalen gekämpft hätten?

Sie konnten und wollten es nicht leugnen.

Ob sie leugnen könnten, Unterthanen Seiner Majestät des Königs Jerome zu sein?

Sie leugneten auch das nicht.

Hatten sie sich damit nicht schon selbst ihr Todesurtheil gesprochen?

Der Präsident des Gerichts hatte die beiden Angeklagten befragt, was sie zu ihrer Vertheidigung vorzubringen hätten. — Bevor sie antworten konnten, zog der General aus Kassel seinen Königlichen Befehl hervor.

Wozu noch Vertheidigung, wozu noch weiterer Aufenthalt? Der Worte und der Förmlichkeiten seien schon genug vorgebracht. Die Sache liege klar, das Gesetz sei klar; zudem habe der König den Tod der beiden Verräther befohlen.

Der General hatte Eile. Er wollte noch heute die Rückreise nach Kassel antreten und im Gasthofe wartete das Mittagessen auf ihn.

Das Gericht verurtheilte die beiden Angeklagten zum Tode durch Erschießen.

Der General aus Kassel verkündete die königliche Bestätigung des Urtheils und befahl, daß es noch heute vollstreckt werde.

Das erzählte der Mann, der aus der Gerichtssitzung gekommen war.

Das Mädchen in Trauer hörte es. Wie stark und muthig ihr Herz war, mit wie festem Entschlusse sie sich auf den Weg nach Stendal gemacht, und das Gerichtshaus aufgesucht hatte, sie erbebte dennoch.

Sie sollte noch mehr erbeben.

Ein paar Andere waren mit verstörten Gesichtern herbeigekommen, nicht aus dem Gerichtshause, sondern von dem nahen Stadtthore, dem Tangermünder Thore her.

In dem alten Festungsgraben am Tangermünder Thore graben die Soldaten zwei Gräber.

Die Unglücklichen werden sofort in den Graben geführt, um erschossen zu werden. Sie dürfen sich nicht einmal auf den Tod vorbereiten.

Der General aus Kassel trat aus dem Gerichtshause auf den Platz. Sein Wagen wartete auf ihn, fuhr an der Pforte des Grrichtshauses vor. Der General wollte einsteigen.

Da stand das Mädchen in der Trauerkleidung vor ihm.

Es war Margarethe Müllner.

Sie wollte den beiden Angeklagten, wenn sie ihnen auch das Leben nicht retten konnte, die Ehre retten.

Der alte Hühnerfritz hatte sie nach Stendal geleitet, heimlich, auf Nebenwegen. Er hatte sie nur bis zu einem Kruge an der Stadt gebracht. Seit der Ermordung Jakob Müllners war er für die Welt unsichtbar gewesen. Die Gerichte hatten ihn gesucht; er sollte als Zeuge über den Mord vernommen werden; man hatte ihn nirgends ermitteln können.

Von dem Kruge war Margarethe Müllner allein in die Stadt, zu dem Gerichtshause gegangen.

Sie stand vor dem Französischen General mit ihrem schneeweißen Gesichte, aber sie zitterte nicht mehr; sie stand aufrecht.

„Herr General, ich bitte für die Verurtheilten —“

„Gnade?“ fuhr der General sie an. „Nichts da!“

Er war ein Deutscher, dieser Französische General, und das war die tiefste Schmach Deutschlands in jener unglücklichen Zeit, daß Deutsche zu den eifrigsten und rohesten Dienern der Napoleonen gehörten.

„Ich bitte nur um Aufschub der Exekution!“ sagte Margarethe mit ihrer ruhigen, festen, klangvollen Stimme. „Nur bis morgen, Herr General!“

„Keinen Augenblick!“ war die herrische Antwort.

Und der General — er war eilig; das Mittagessen erwartete ihn; er wollte noch heute seine Rückreise antreten — stieg in den Wagen und der Wagen rollte mit ihm fort.

Margarethe Müllner konnte nur ihre Augen zum Himmel emporheben, ob denn gar keine Hülfe mehr für sie da sei.

Die Hülfe nahte ihr schon. Aber war es Rettung?

Neben ihr trat aus dem Gerichtshause ein magerer, hagerer Herr, mit dem kältesten und steifsten Gesichte von der Welt, mit steif gemessener Haltung.

Er hatte wohl ihre kurze Unterredung mit dem General gehört; er maß sie mit seinem kältesten Blick von unten bis oben.

„Wer sind Sie?"

Fand das Mädchen in dem steifen, hagern Gesichte, in den kalten Augen etwas, das ihr wie Rettung erschien, um die sie zum Himmel gefleht hatte?

„O, mein Herr, ich bin die Verwandte eines der Verurtheilten. Ich bat den General um Aufschub der Execution, nur um wenige Tage, damit die Unglücklichen nicht unter dem Verdachte eines Mordes sterben, an dem sie unschuldig sind."

Der kalte hagere Herr war aufmerksam geworden.

„Sie meinen die Ermordung des Herrn Müllner in Weddingen?"

„Es war mein Vater!"

„Ah! Und Sie hätten Beweise über diesen Mord?"

Margarethe mußte den kalten hageren Herrn ansehen. Er hatte wohl mit einer Lebhaftigkeit gefragt, die zu seinem gemessenen Wesen nicht zu passen schien. Das Mädchen erschrak, als sein Blick sie traf.

„Ja!" sagte sie. „Aber —"

Sie stockte.

„Sie können sie nicht Jedermann anvertrauen?"

„So ist es, mein Herr!"

„Ich bin der Oberprocurator des Königs."

„Ah, mein Herr, Sie wollte ich aufsuchen. Sie wollte ich um Hülfe, um Rettung der beiden Verurtheilten bitten. O, es kann sich ja nur um die Rettung der Ehre der Unglücklichen handeln.“

„Folgen Sie mir!“ sagte der Oberprocurator des Königs Jerome.

Er war wieder kalt, strenge, gemessen.

Auch er war ein Deutscher im Dienste der Fremdherrschaft. Aber es war mit ihm doch anders, als mit jenem General. Er diente dem Rechte, dem Gesetze, und wenn auch das französische Recht manches Fremde für deutsche Zustände und deutsches Rechtsbewußtsein hatte, es war doch immer Recht, und in Vielem ein besseres, als das durch fürstlichen Absolutismus und durch Minister, Günstlinge und Maitressen so mannigfach verunstaltete damals einheimische Recht in deutschen Landen.

Ich habe ihn später kennen gelernt, diesen hageren, gemessenen Oberprocurator des Königs von Westphalen, wie ich auch andere, frühere Oberprocuratoren kannte, die dem Kaiser Napoleon selbst gedient hatten. Der eine war der alte Westphale Sethe, der andere der alte Rheinländer Ruppenthal. Ruppenthal hieß am ganzen Rhein nur das Bollwerk des Rechts, und er war es. Sethe aber — Er war kaiserlicher Generalprocurator in Paris. Der Kaiser Napoleon verlangte einmal von ihm etwas, das gegen das Gesetz war. Sethe erwiderte ihm, er werde nie gegen das Gesetz handeln. Ich werde Sie erschießen lassen! rief drohend der Kaiser und der deutsche Mann entgegnete ruhig: Sire, Sie würden das Gesetz erschießen lassen! Der französische Kaiser schwieg.

Der Stendaler Oberprocurator kehrte in das Haus zurück, aus dem er gekommen war.

Das Kriegsgericht hatte seine Sitzungen in dem Gebäude

des Civiltribunals der Altmark abgehalten. In diesem Gebäude befanden sich auch die Amtslokalitäten des Oberprocurators.

Margarethe Müllner war ihm gefolgt. Er führte sie in sein Arbeitszimmer.

Dort sprach er lange mit ihr.

Als er sie entließ, sagte er zu ihr:

„Gehen Sie jetzt. Ihre Lippen haben geschwiegen; aber ich weiß Alles. Harren Sie im Vertrauen auf die höhere Gerechtigkeit, die auch auf dieser Erde regiert. Ich werde thun, was in meinen Kräften steht; mehr kann ich Ihnen nicht versprechen.“

Das Mädchen war erregt; aber auf ihren Zügen lag der Ausdruck des Bewußtseins, daß sie, wenn auch unter schweren Kämpfen, einen der edelsten Siege der Pflicht errungen hatte.

Der Oberprocurator war kalt und gemessen wie immer. — Er begab sich in geradester Richtung zum Gasthofe, in welchem der General aus Kassel sein Diner einnahm, um nach dessen Beendigung seine sofortige Rückreise nach Kassel anzutreten.

Er ließ sich bei dem General anmelden und wurde auf der Stelle angenommen. Die beiden Herren kannten sich.

Es entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihnen.

„Mein General, mich führt eine dringende Angelegenheit zu Ihnen.“

„Sie beträfe?“

„Die beiden Verurtheilten.“

„Sie werden in einer Stunde erschossen.“

„Das wird nicht geschehen dürfen, mein General.“

„Wie, mein Herr Oberprocurator?“

„Ich habe Beweise erhalten, mein General, daß die beiden Verurtheilten nicht die Mörder des Herrn Müllner in Weddingen sind.“

„Was hat der Mord mit ihrer Hinrichtung zu schaffen?“

„Viel, mein General. Wenn sie heute erschossen werden, so bleibt auf ihrem Andenken die Schande eines gemeinen Mordes haften. Der Eine von ihnen vererbt diese Schmach auf seine Gattin, auf seine Kinder.“

„Mein Herr, ist die Schmach des Verraths gegen seinen König nicht größer?“

„Nicht in Aller Augen!“

„Gleichviel, mein Herr. Die beiden Verurtheilten werden erschossen, noch heute.“

Der General sprach es bestimmt.

Mit derselben Bestimmtheit entgegnete ihm der Wächter des Gesetzes:

„Mein General, ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß die Exekution nicht stattfinden wird.“

„Und wer wollte sie verhindern?“

„Ich, mein General!“

„Mein Herr!“

„Mein General, wir sind hier in Deutschland, aber unter französischer Rechtspflege. In Deutschland pflegt die höchste Gewalt nur zu oft bei der Gewalt zu stehen; der Soldat glaubt sich über die Gesetze stellen zu dürfen, und die Rechtspflege hat keinen Muth gegen ihn, und macht sich selbst ohnmächtig. Die französischen Gerichte handeln anders; sie haben Muth und dadurch die Macht des Gesetzes. In Frankreich unterwirft der Soldat sich dem Gesetze, und das müssen auch Sie hier, mein General. Im Namen der Gerechtigkeit verbiete ich heute die Hinrichtung der beiden Verurtheilten. Ich bedarf als öffentlicher Ankläger ihres Zeugnisses, um den eigentlichen Urheber jenes Mordes zu ermitteln und zu überführen. Im Namen des Ge-

setzes reklamire ich die beiden Verurtheilten als meine Zeugen. Geben Sie meinem Protest, meiner Reklamation kein Gehör, meine Pflicht würde von mir fordern, mit Gewalt dem Gesetze sein Ansehen zu verschaffen; ich würde die Polizei, ich würde selbst die Ihnen, mein General, untergebene bewaffnete Macht zu meinem Beistande gegen Sie auffordern und ich würde Sie für die Folgen verantwortlich machen."

Der General war ein Deutscher, wie wir sagten. Er hatte früher in dem Heere seines deutschen Landesherrn gedient und war erst nach dessen Vertreibung durch die Franzosen in den Dienst des Königs Jerome getreten. In diesen Dienst hatte er wohl das volle Bewußtsein einer soldatischen Stellung über dem Gesetze mit hinübergebracht, und es war ihm noch nicht die Gelegenheit geworden, eine solche Sprache des pflichttreuen Richters und muthigen Mannes zu vernehmen. Einwendungen hatte er ihr nicht entgegenzusetzen. Der Stolz des Generals suchte nur noch nach Ausflüchten. Er fand auch sie nicht.

Da erschien der Wirth in dem Zimmer und meldete dem Officier:

„Der Gutsbesitzer Thomas Müllner aus Weddingen bittet dringend um die Ehre, den Herrn General zu sprechen."

„Nein!" wollte der General rufen.

Der Verdruß über die Niederlage seines Stolzes weckte den Zorn in ihm.

„Mein General," sprach aber mit seiner vollen Ruhe der Oberprocurator, „ich bitte Sie, den Herrn zu empfangen. Ihr Entschluß auf meine Bitte wird Ihnen dann ein leichterer sein. Haben Sie nur vorher die Güte, mir noch einige Worte zu gestatten."

„In einigen Minuten!" sagte der General zu dem Wirth.

Der Wirth verließ das Zimmer.

„Der Herr, der Ihnen angemeldet," fuhr dann der Oberprocurator zu dem General fort, „ist der leibliche Oheim des verurtheilten Fähndrichs von Gramkov. Er trifft erst in diesem Augenblicke hier ein, um Ihnen, mein General, für das Leben seines Neffen eine Bitte vorzutragen, von der er weiß, daß sie jetzt jedenfalls zu spät kommt. Warum sie zu spät kommen sollte? Von ihm rühren die Angaben und Mittheilungen her, nach denen sein Neffe und der Herr von Weddingen als die Mörder seines Bruders bezeichnet werden. Auf wen, wenn die Beiden heute nicht erschossen werden, mithin noch Zeugniß ablegen könnten, der Verdacht, hoffentlich der Beweis des Mordes zurückfallen müßte, — vielleicht überzeugen Sie sich schon heute davon, wenn Sie den Herrn sprechen."

Die Minuten waren vergangen.

Thomas Müllner trat in das Zimmer.

Sein Gesicht, seine ganze Haltung zeigte die tiefste Bekümmerniß. Es wollte nicht recht passen zu der breitschulterigen, groben Gestalt, zu dem starkknochigen, harten und rohen Gesichte Thomas Müllners. Ein unwillkürliches, ingrimmiges Aufzucken seiner Lippen, als er den Oberprocurator erblickte, paßte noch weniger zu dem Kummer, den er zeigte.

„Was wünschen Sie?"

Thomas Müllner hatte eine Rede einstudirt.

„Gnädiger Herr General, ich bin ein Unglücklicher. Der zum Tode verurtheilte Hermann von Gramkov ist mein Neffe; er ist eine Waise, ich bin sein Vormund. Ich habe als solcher Pflichten gegen ihn. Ich weiß wohl, wie schwer er gefehlt hat, wie er gegen seinen Königlichen Herrn, gegen den allergnädigsten Herrn dieses Landes, den der Allmächtige noch lange seinen ge-

treuen Unterthanen erhalten wolle, das schwerste und schwärzeste Verbrechen begangen hat, das die Gesetze kennen. Ich verabscheue dieses Verbrechen um so mehr, als ich selbst so mancher Huld und Gnade meines allergnädigsten Königs mich erfreue. Wenn ich es daher dennoch wage, für das Leben meines unglücklichen Neffen und Mündels zu bitten —"

Der General unterbrach den Sprecher.

„Sie kommen spät mit Ihrer Bitte, mein Herr."

„Wie ich hoffen will, nicht zu spät."

„Ja! Vor fünf, sechs Tagen, vor drei noch, war es Zeit, für das Leben des jungen Mannes zu bitten. Und bei dem Könige selbst und unmittelbar mußte es geschehen. Warum unterließen Sie das?"

„Durfte ich es wagen, vor das Antlitz meines Königs zu treten, gegen den mein Neffe so schwer —?"

„Wenn es Ihnen Ernst mit Ihrer Bitte war, ja!"

„Wie wäre es dem nahen Verwandten nicht Ernst gewesen, mein gnädiger Herr General?"

„Ah," fragte der General plötzlich. „Ihr Neffe ist auch noch eines anderen Verbrechens angeklagt?"

„O, mein gnädiger Herr General, das ist der schrecklichste Gedanke meines Lebens!"

„Und er wird in sechs Wochen guillotinirt, wenn er nicht heute erschossen wird!"

Thomas Müllner hatte nicht sogleich eine Antwort.

„Und," fuhr der General in seiner raschen Weise fort, „Sie waren sein Ankläger?"

„War doch mein Bruder, mein einziger Bruder der Gemordete."

Thomas Müllner hatte alle seine Kraft zusammennehmen müssen, um die Worte hervorbringen zu können.

„Nun, Herr Müllner,“ sagte der General zu ihm, „Ihre Bitte sei Ihnen gewährt. Ich gebe Ihnen mehr, als Sie baten. Die Exekution wird aufgeschoben, die Ihres Neffen, wie die des Herrn von Weddingen, bis der Prozeß über den Mord beendigt ist. — Sie können gehen.“

Thomas Müllner konnte nicht gehen. Ein ungeheurer Schreck, eine entsetzliche Angst, als wenn die Worte, die den beiden Verurtheilten das Leben fristeten, ihm sein Todesurtheil verkündeten, zeigte sich in seinem ganzen Wesen; sein Gesicht wurde so fahl und klein und schmal; seine kräftige Gestalt schrumpfte wie ohnmächtig zusammen, er mußte sich an einer Stuhllehne halten; erst als er tief Athem geholt hatte, konnte er aus dem Zimmer schwanken.

„Sind Sie zufrieden?“ fragte der General den Oberprocurator.

„Ich danke Ihnen im Namen der Gerechtigkeit.“

IV.

An einem Donnerstage im Anfang Juli des Jahres 1809 waren die breiten, sonst so leeren Straßen der Stadt Stendal, der alten Hauptstadt der preußischen Altmark, ungewöhnlich belebt. Stendal war damals der Sitz der königlich Westphälischen Behörden des Bezirks; auch das Tribunal erster Instanz war da, und das Tribunal hielt seine vierteljährige Schwurgerichtssitzung.

Es war eine der ersten Assisen nach französischem Muster in dem Herzen von Deutschland.

Sie haben ihre großen Mängel und Gebrechen, diese französischen Schwurgerichte; sie gaben gleichwohl zu jener Zeit viel bedeutendere Garantieen für eine gerechte, freie und unparteiische Strafrechtspflege, als die Gerichte des heimlichen und schriftlichen Inquisitionsverfahrens. Wie sie freilich seit dem Jahre 1848 in deutschen Landen für allerlei Zwecke zugestutzt, zugeschnitten, verschnitten und ausgebeutet sind — mögen die Göttinnen der Gerechtigkeit und der Freiheit das deutsche Volk recht bald von ihnen befreien!

Das Schwurgericht in Stendal wurde eröffnet mit einem Falle, der um der Schwere des Verbrechens willen in der ganzen Provinz, um der dabei betheiligten Persönlichkeiten willen aber weit über die Grenzen der Provinz hinaus das allgemeinste Auf-

sehen erregt hatte, selbst an den Höfen von Berlin und Kassel mit Spannung verfolgt wurde.

Es war der am 3. Mai des gedachten Jahres verübte Mord gegen den Herrn Jakob Müllner auf dem Amte Weddingen.

Als Mörder waren mehrere Personen angeklagt. Zuerst der Freiherr Lebrecht von Weddingen auf dem Schlosse Weddingen, früher Lieutenant in preußischen Diensten, zuletzt Rittmeister in dem Schill'schen Freikorps. Der Mord, in eigennütziger Absicht verübt, war ein Raubmord. Um elender zweihundert Thaler willen hatte ein preußischer Officier, der zugleich dem ältesten preußischen Adel angehörte, einen hinterlistigen, gemeinen Raubmord begangen. Er war Angeklagter nur im Interesse des Gesetzes, wie es im französischen Prozesse heißt. Weil er im Schill'schen Corps die Waffen gegen Frankreich und das Königreich Westphalen getragen hatte, war er bereits rechtskräftig zum Tode durch Erschießen verurtheilt, und diese Strafe wurde an ihm vollzogen, mochte das Verfahren vor dem Schwurgerichte gegen ihn ausfallen, wie es wollte.

Mit ihm als theilhaftig des erwähnten Mordes war angeklagt der Fähndrich Hermann von Gramkov, gleichfalls nur im Interesse des Gesetzes, ganz in derselben Weise, wie Lebrecht von Weddingen.

Dritter Angeklagter war Thomas Müllner, früher preußischer Oberamtmann, gegenwärtig Besitzer des vormaligen Domainengutes Weddingen. Ursprünglich nur als Zeuge vernommen, hatte er später die Stelle des Angeklagten übernehmen müssen.

Hatten das Verbrechen und der Prozeß, weit über die Grenzen der Provinz hinaus, jenes allgemeine Aufsehen erregt, so war in der Stadt Stendal und besonders in dem gefüllten

Gerichtssaale das Interesse an den Verhandlungen und dem Ausgange des Verfahrens auf das Höchste gespannt.

Die Richter waren versammelt.

Der Oberprocurator des Königs hatte seinen Platz eingenommen.

Die Geschworenenbank war besetzt.

Die drei Angeklagten wurden vorgeführt. Mit ihnen erschienen ihre Vertheidiger.

Lebrecht von Weddingen war ein stattlicher Mann, eine echte Husarengestalt; man hatte ihm seine Uniform als Rittmeister der Husaren gelassen; er sollte ja darin erschossen werden. Er trat ein mit festem Schritt, mit muthigem Blick. Er war immer ein Mann von Ehre gewesen. Er hatte wohl früher leichtsinnig gehandelt; hatte er doch dem Junkerthum und dem preußischen Officiersstande jener Zeit angehört! — nie aber seiner Ehre etwas vergeben. Sie wollte er ja auch heute hier vertheidigen, nur sie, nicht sein Leben. Der Tod wartete seiner unter allen Umständen, sobald er den Saal verließ. Das wußte er, das wollte er auf sich nehmen, wie ein Mann von Muth und Ehre.

Hermann von Gramkov folgte ihm. Er war noch so jung, erst neunzehn Jahre alt. Sein Aeußeres zeigte es; die schlanke, biegsame Gestalt, das Gesicht wie Milch und Blut. Aber auch er schritt fest einher und in dem beinahe noch mädchenhaften Gesichte blickten die treuen, braven Augen so klar und so muthig; und auch er wollte hier nur die Ehre vertheidigen, mehr eine andere, als seine eigene, die dessen kaum bedurfte, und auch er wußte, daß er aus diesem Saale unmittelbar dem Tode entgegengehe.

Der letzte der Angeklagten war Thomas Müllner. Er war der kräftige, breitschulterige, starkknochige Mann, in den fünfziger

Jahren. Starkknochig war auch sein breites, graues Gesicht, in dessen Zügen die Biederkeit vergebens die Rohheit, die Gemeinheit und die Falschheit der tief zurückliegenden Augen zu beherrschen und zu verbergen suchte.

Konnte die Versammlung des Saales, Geschworene, Zuhörer, unwillkürlich auch Richter und Staatsanwalt, dem muthigen Rittmeister von Weddingen ihre Bewunderung nicht versagen; waren Alle durchdrungen von dem tiefsten Mitleiden für den, dem frühen und schrecklichen Tode geweihten Jüngling — die Frauen und Mädchen im Saal konnten ihn nicht ohne Thränen anblicken: dem ehemaligen eifrigen preußischen und gegenwärtig noch eifrigeren Napoleonischen Diener begegneten und folgten nur Blicke des Widerwillens und des Abscheues.

Auch die Angeklagten und Vertheidiger hatten ihre Plätze eingenommen.

Die Verhandlungen begannen. Die Angeklagten wurden nach ihren persönlichen Verhältnissen befragt; die Geschwornen wurden ausgeloost.

Die Anklage wurde verlesen.

Die Anklage war in jener Zeit noch nicht, was sie heute in Frankreich und nach dem französischen Muster auch in Deutschland ist. Ist sie jetzt nur zu sehr eine Schmäh- und Schmachschrift, die durch Breite der Darstellung, durch Verrenken und Durcheinanderwerfen der Thatsachen, durch Vermischung des Erwiesenen mit dem Unerwiesenen; durch dreistes Hinstellen der unwahren und der beweislosen Thatsachen als wahr und erwiesen; durch Schmähen und Verdächtigen des Angeklagten und selbst der von ihm zu seinen Gunsten benannten Zeugen; durch hundertfache andere Mittel und Mittelchen die Richter, die Geschworenen, die Zuhörer verwirren und geradezu von vorn herein gegen den An-

geklagten einnehmen will — so enthielt sie zu jener Zeit noch, ähnlich dem englischen Verfahren, eine kurz gedrängte, klare und übersichtliche Zusammenstellung der Thatsachen, auf die es für die Schuld des Angeklagten ankam, unter einfacher Angabe der Beweismittel. Da mußten und konnten Richter und Geschworene, ohne jede Voreingenommenheit durch den lebendigen Gang der Verhandlungen selbst sich ein klares Bild der That machen, eine feste Ueberzeugung für ihren Wahrspruch gewinnen, ob ihnen der Beweis der Schuld erbracht, oder ob dies nicht der Fall sei und mithin, wenn auch kein Unschuldig, das ja auch nicht von ihnen erfordert war, so doch ein Nichtschuldig auszusprechen sei.

In solcher Weise war auch die Anklageschrift des Stendaler Oberprocurators, des kalten und gemessenen, aber pflichttreuen Hüters der Gesetze abgefaßt.

Am 3. Mai 1809, des Abends in der zehnten Stunde, war der Gutsbesitzer Thomas Müllner zu Weddingen ausgegangen, um seinen jüngeren Bruder Jakob Müllner aufzusuchen. Jakob Müllner hatte am Tage mehrfach verkehrt mit dem Baron Lebrecht von Weddingen auf Schloß Weddingen. Der Verkehr war ein geheimnißvoller gewesen. Schon in früherer Zeit hatten der Baron und Jakob Müllner heimliche Geldgeschäfte mit einander gemacht, in welcher Weise, das hatte Thomas Müllner auch von seinem sehr verschlossenen Bruder nicht erfahren können. Gewiß war aber, daß auf dem Schlosse Weddingen die Armuth und der Hunger herrschten; Hunger und Elend erzeugen Verzweiflung; Thomas Müllner war daher, unter dem Eindrucke jener Verschlossenheit und Heimlichkeit von einer unbestimmten Furcht für seinen jüngern Bruder ergriffen, und als dieser in der zehnten Abendstunde gegen alle sonstige Gewohnheit nach Hause nicht zurückkehrte, ging er ihm nach. Jakob Müllner war zuletzt in der

Gegend des Schlosses Weddingen gesehen. Nach Schloß Weddingen nahm Thomas Müllner seinen Weg. Er ging in einem Pfade, der über die Nordseite des Dorfes herum vom Amte nach dem Schlosse führt. Er ging langsam, durch Stille und Dunkel des späten Abends nach allen Seiten lauschend, ob er nichts von seinem Bruder vernehme. So hatte er die Hälfte des Weges erreicht, als er plötzlich Stimmen hörte. Sie waren noch in einiger Entfernung von ihm, vor ihm, zur Seite des Pfades, links nach dem Dorfe zu, dort wo der sogenannte Pfarrteich aus dem Dorfe bis dicht an den Pfad herantrat. Was die Stimmen sprachen, konnte er nicht verstehen; aber er erkannte sie. Die Sprechenden waren sein Bruder Jakob, sein Neffe Hermann von Gramkov und der Baron Weddingen. Sie sprachen so sonderbar leise, so gedämpft, sein Bruder wie mit gewaltsam unterdrückter Stimme. Thomas Müllner wurde von einer quälenden Angst ergriffen; der Baron hatte mit seinem Bruder den heimlichen und geheimnißvollen Verkehr; Hermann Gramkov hatte wenige Stunden vorher von Jakob Müllner eine beschimpfende Mißhandlung erlitten; der Pfarrteich war in der Nähe; die Gegend einsam, menschenleer, die Abendzeit eine späte. Er eilte nach der Gegend, wo er die Stimmen hörte. Auf einmal vernimmt er dort einen schweren Fall in das Wasser. Er ist einen Augenblick wie gelähmt. Dann eilt er weiter. Im Vorangehen hört er Schritte, die davon eilen, die Schritte zweier Menschen, wie er meint. Er begiebt sich an den Teich, wo ein Unglück, ein Verbrechen geschehen sein mußte. Wie er hineilt, hört er von der andern Seite sich noch Jemanden dem Wasser nahen. Am Ufer treffen die Beiden zusammen. Es ist ein alter Invalide, der in der Umgegend häufig bettelt, unter dem Namen der Hühnerfritz bekannt. Auch der Bettler hat den Fall in das Wasser

gehört, die Stimmen, die mit einander sprachen. Er hat sie gleichfalls erkannt, Jakob Müllner muß im Wasser sein, sagt ihm der Invalide, denn der Baron und Hermann von Gramkov sind fast unmittelbar an ihm vorbeigekommen, gleich nach dem Falle in das Wasser, von dem Teiche her, eilig dem Schlosse Weddingen zurennend. Thomas Müllner und der Invalide suchen in dem Schilfe am Ufer des Teiches, finden nichts. Thomas Müllner eilt in das Dorf, die Bauern herbeizurufen, die helfen sollten, zu suchen. Die Leiche Jakob Müllners wird im Teiche gefunden.

Das Alles beruht auf den Angaben Thomas Müllners, die in Beziehung auf das Herbeirufen der Bauern und das Auffinden der Leiche durch eine Menge von Zeugen bestätigt werden; der alte Invalide hat nicht vernommen werden können, da er seit jenem Abend spurlos verschwunden ist.

Durch die Voruntersuchung sind aber folgende wesentliche Momente festgestellt:

Die Obduction der Leiche hat ergeben, daß der Verstorbene lebend in das Wasser gerathen ist und in diesem durch Erstickung seinen Tod gefunden hat.

Die Zeugen, die bei der Aufsuchung und Aufhebung der Leiche zugegen waren, haben ferner nicht weit von der Stelle, wo die Leiche im Wasser lag, in dem Haidelande den Boden zerstampft und zertreten gefunden, wie wenn Menschen dort miteinander gerungen hätten.

An derselben Stelle haben sie ein halb zerrissenes Papier gefunden, auf welchem an demselben Tage ein Vertrag geschrieben war, durch welchen der Baron Weddingen das Schloß Weddingen an Jakob Müllner für zweihundert Thaler verkaufte, zugleich über den Empfang des Kaufpreises quittirend. Der In-

halt des Vertrages war von Jakob Müllner geschrieben; beide Contrahenten hatten ihn unterschrieben.

Ueber den Contract mußte ein Kampf am Ufer stattgefunden haben; es war nur anzunehmen, daß der Baron sich in dessen Besitz hatte setzen wollen. Der Mord stellte sich dadurch als ein Raubmord dar.

Ob Hermann von Gramkov bei dem Raube betheiligt gewesen, und schon vorher mit dem Baron sich verbunden, oder ob er in anderer, besonderer Absicht dem Verstorbenen aufgelauert oder nachgegangen, oder ob er gar zufällig herbeigekommen war, darüber konnte man nicht einmal Muthmaßungen aufstellen. Gewiß war, daß er an dem Morde Theil genommen hatte und zwar im eigenen Interesse. Er war wenige Stunden vor dem Verbrechen von Jakob Müllner in Gegenwart von Arbeitern und, wie es scheint, ohne zureichenden Grund, mit der Peitsche mißhandelt worden; daß er dafür Rache nehmen wollte, ist erklärlich, zumal bei einem jungen Mann, der von Adel ist und ein heftiges Temperament besitzt.

Es tritt noch ein besonderer Umstand hinzu. Der junge Angeklagte hat immer behauptet, daß sein verstorbener Großvater, der Vater der beiden Brüder Müllner, zu seinen Gunsten ein Codicill errichtet habe, das von den Brüdern vernichtet sei; nach der Versicherung von Thomas Müllner hat er die Beschuldigung besonders auf Jakob Müllner geworfen, den er deshalb auch mit seinem bittersten Hasse verfolgt habe.

Beiden Angeklagten gegenüber muß endlich noch festgehalten werden, daß sie unmittelbar nach dem Morde flüchtig geworden sind, und daß eine Gemeinschaftlichkeit und vorherige Verabredung ihrer Flucht, wenn sie auch nicht erwiesen werden konnten, sich in hohem Grade wahrscheinlich darstellen.

Die beiden Angeklagten leugnen.

Der Angeklagte Baron Weddingen will von dem Morde erst nach seiner Gefangennehmung Kenntniß erlangt haben. Der Angeklagte Gramkov behauptete anfangs dasselbe, machte dann aber Angaben, aus denen zu entnehmen war, daß er Augenzeuge des Mordes gewesen, der von einem Anderen verübt worden sei.

Dieser Andere konnte nur der dritte Angeklagte, Thomas Müllner sein, gegen welchen zudem manche Anzeichen vorliegen.

Thomas und Jakob Müllner lebten seit langen Jahren in fortwährendem Hader und Unfrieden miteinander; es bestand ein tief eingewurzelter, feindlicher Haß zwischen ihnen, der so weit ging, daß sie sich nicht scheuten, selbst in Gegenwart ihrer Leute einander mit Erschießen zu drohen, wobei nur der Unterschied bestand, daß der Angeklagte Thomas Müllner zu den Drohungen seines jüngeren Bruders lachte, während dieser, zugleich der körperlich schwächere, den kräftigeren und gewaltthätigeren Bruder fürchtete und es vermied, mit ihm allein zu sein. Eine Menge Zeugen werden das Alles bekunden.

Dabei war in Betracht zu ziehen, daß Thomas Müllner genaue, in's Einzelne gehende Angaben über die Ermordung seines Bruders machen kann, nach seinem eigenen Zugeständniß fast unmittelbarer Zeuge der That gewesen ist, von ihm allein die directen Beschuldigungen gegen dritte Personen, als die Mörder, herrühren, und daß der einzige Zeuge, den er für seine Angaben zu benennen wußte, ein zudem verdächtiger Mensch, seit dem Morde spurlos verschwunden ist.

Die Staatsanwaltschaft hielt unter allen diesen Umständen es für ihre Pflicht, auch Thomas Müllner in Anklagestand zu versetzen; die Geschworenen erhalten dadurch zugleich die sicherste

Ueberzeugung von Schuld oder Nichtschuld der verschiedenen Angeklagten.

Ueber die verlesene Anklage wurden die Angeklagten von dem Präsidenten des Schwurgerichts vernommen. Das Verhör erfolgte nach der Ordnung der Anklage.

Lebrecht von Weddingen antwortete auf alle an ihn gerichtete Fragen mit dem offenen freien Muthe, mit dem er in den Saal getreten war. Er räumte ein, was er schon in der Voruntersuchung zugestanden hatte.

„Ich war mit meiner Familie in einer traurigen Lage. Ich hatte bereits den größten Theil meines väterlichen Gutes veräußern müssen, gewiß mit schwerem Herzen. Da forderten Pflicht und Ehre von mir, meine Frau und Kinder zu verlassen, um meinem Vaterlande zu dienen. Schill war ausgezogen, das Werk der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft anzubahnen, zu beginnen. Am 3. Mai erfuhr ich es; in der Minute, da ich es erfuhr, stand mein Entschluß fest. Schill bedurfte muthiger Männer, die, wie er, bereit seien, dem Vaterlande Alles, auch das Leben zu opfern. Ich fühlte den Muth in mir. Ich hatte nur für meine Frau und für meine Kinder zu sorgen; sie durften unterdeß nicht verhungern. Ich suchte Jakob Müllner auf, dem die anderen Theile meiner Besitzung schon verkauft waren; ich bot ihm den Rest, die Schloßmauern, zum Kauf an. Er war bereit; wir wurden einig auf zweihundert Thaler. Der schriftliche Vertrag wurde aufgesetzt und unterschrieben in meiner Wohnung. Jakob Müllner zahlte mir das Kaufgeld und entfernte sich mit dem Vertrage. Es war dunkler später Abend darüber geworden. Bald nach ihm verließ ich meine Wohnung. Ich wollte noch in der Nacht fort, zu dem Schill'schen Corps. Ich mußte mich vorher sammeln; ich war aufgeregt und unruhig.

Im Hause, in den kahlen, nackten Mauern hielt es mich nicht mehr, ich mußte in's Freie. Ich suchte den Wald, die Haide auf und kehrte nach Verlauf einer halben Stunde zurück. Ich blickte draußen zu dem Gemache hinauf, in dem meine Kinder noch schliefen, meine Frau noch wachte! Ich schickte meine Wünsche für sie zum Himmel empor. So nahm ich Abschied von ihnen. Meiner Frau hatte ich von meinem Entschlusse nichts gesagt. Sie sehen, sprechen, durfte, konnte ich nicht mehr. Wozu ihr und mir das Herz noch schwerer machen. Ich holte meine alte Uniform hervor, meine Waffen; ich sattelte selbst mein Pferd. Ich sprach noch wenige Worte zu meinem alten Diener; dann sprengte ich fort, ich allein, den Herrn von Gramkov sah ich erst bei Schill. Und so, meine Herren Richter, meine Mitbürger hier Alle, habe ich, bei Gott, Ihnen die volle Wahrheit gesagt. Den Herrn Jakob Müllner habe ich nicht wiedergesehen, seitdem er mein Zimmer verließ. Seinen Tod erfuhr ich erst bei meiner Gefangennehmung. Ich wäre sein Mörder? Warum sollte ich ihn ermordet haben? Gerade an jenem Abend? Aus Haß? Ich war ihm dankbar; ohne ihn hätte ich die Meinigen dem Hungertode preisgeben müssen. Aus Gewinnsucht, um, wie die Anklage behauptet, mich in den Besitz des Kaufkontraktes zu setzen und ihn so des einzigen Beweises zu berauben, daß mein Haus sein Eigenthum sei? Ah, Sie, sämmtlich, die in diesem Saale sind, frage ich: Ist Einer unter Ihnen, der es für möglich zu halten vermag, daß ein Mann, der in den Kampf zieht für sein Vaterland, für die Freiheit, für die Ehre, sein Gewissen noch vorher mit einem Morde belasten, seine Ehre mit dem schmachvollsten Verbrechen beschmutzen könne? Kann Einer unter Ihnen das für möglich halten, nur Einer — nur ein einziges deutsches Herz, ich, ich möchte dann kein Deutscher mehr sein;

ich würde es von Ihnen verlangen, daß Sie mich verurtheilen."

Das waren wohl wunderbare Worte eines gefangenen Mannes vor einem französischen Gerichte. Und sie wurden so frei, so offen, so furchtlos gesprochen.

Hermann von Gramkov's Verhör begann.

Einen Augenblick verfärbte er sich, als der Präsident ihn aufforderte, sich zu erheben. Dann stand er ruhig und fest da, mit dem treuen Auge, dem muthigen Jünglingsgesichte.

„Sie haben," begann der Präsident, „die Anklage gehört. Was haben Sie darauf zu antworten?"

„Daß ich unschuldig bin, Herr Präsident."

„Ihr eigener Oheim hat Sie angeklagt."

„Er hat mich mit Unrecht angeklagt."

„Es stehen der Anklage Verdachtsgründe gegen Sie zur Seite. Sie hatten längst einen Haß gegen den Ermordeten; Sie beschwerten sich über seinen Geiz, seine Hartherzigkeit."

„Ich beklagte ihn deshalb, aber nie haßte ich ihn."

„Am Tage des Mordes waren Sie empfindlich von ihm mißhandelt worden."

„Ich hatte es ihm in der Viertelstunde nachher verziehen."

„Sie hatten den Verdacht gegen ihn ausgesprochen, daß er ein Codicill Ihres Großvaters zu Ihren Gunsten vernichtet habe."

Die Augen des Jünglings blitzten.

„Nie, Herr Präsident! Wer hat die Lüge gegen mich hervorgebracht?"

„Ihr eigener, mitangeklagter Oheim."

„Er? Er wagte es, das zu sagen? Er, der —"

Hermann von Gramkov brach plötzlich ab. Seine Augen hatten mit ihrem zuckenden Blitze unwillkürlich den Herrn Tho-

mas Müllner getroffen, der mit ihm auf der Bank der Angeklagten saß. Thomas Müllner wurde leichenblaß.

Der Jüngling schwieg.

„Sie haben,“ fragte der Präsident ihn, „einen andern Verdacht über das Codicill?“

„Ich spreche einen bloßen Verdacht nicht aus.“

Der Präsident ging zu einem anderen Gegenstande des Verhörs über.

„Der Mord ist nach den stattgefundenen Ermittelungen gegen zehn Uhr des Abends geschehen. Wo waren Sie zu jener Zeit?“

„Ich traf Anstalten zu meiner Abreise.“

„Wo?“

„In meiner Stube auf dem Amte.“

„Verließen Sie das Amt allein?“

Der Angeklagte wurde betroffen über diese Frage; er hatte sie gleichwohl erwarten müssen. Er fand nicht sogleich eine Antwort.

„Warum antworten Sie nicht?“ fragte der Präsident.

Dem jungen Mann trat der Schweiß auf die Stirn.

Der Präsident wandte sich an die Geschworenen.

„Meine Herren Geschworenen, ich habe die Pflicht, Sie auf die Verlegenheit des Angeklagten aufmerksam zu machen. Nach dem Gesetze kann kein Angeklagter zu einer Antwort gezwungen werden.“

Hermann von Gramkov hatte sich gefaßt, wohl nur halb.

„Herr Präsident, ich bitte dringend, aus meinem Schweigen nicht den Schluß zu ziehen, daß ich an jenem Abend zu irgend einer Zeit mit dem Herrn von Weddingen zusammen gewesen sei. Er hat Ihnen die volle Wahrheit gesagt; wir erfuhren Einer von dem Anderen erst, als wir uns im Schill’schen Corps sahen.“

„Haben Sie keine andere Antwort?“ fragte der Präsident.

„Nein.“

Der Präsident ging wieder zu einem anderen Gegenstande des Verhörs über.

„Sie haben sich in der Voruntersuchung für unschuldig an dem Morde erklärt. Bleiben Sie dabei?“

„Ich bin unschuldig.“

„Waren Sie auch nicht Augenzeuge des Mordes?“

Hermann Gramkov hatte auch auf diese Frage keine Antwort. Verlegen wurde er nicht wieder; auch eine Angst zeigte er nicht. Aber ein Druck lastete sichtlich auf ihm, und er suchte vergeblich, sich unter ihm frei zu erheben, seine frühere sichere Unbefangenheit wieder zu gewinnen.

„In der Voruntersuchung,“ sagte der Präsident, „war Ihnen, allerdings unbedacht, eine Aeußerung entschlüpft, die annehmen ließ, daß Sie in der That Augenzeuge des Mordes gewesen seien. Als die Frage danach an Sie gestellt wurde, verweigerten Sie jede weitere Auskunft, wie heute. Ich habe wiederholt die Pflicht, auf die Folgen eines solchen verdächtigen Schweigens aufmerksam zu machen.“

Hermann von Gramkov schwieg.

Der Präsident schritt zu dem Verhör mit Thomas Müllner.

Thomas Müllner hatte seine volle Zuversicht zurückerlangt, als er gewahrte, wie Hermann Gramkov ein Mißtrauen gegen sich hervorgerufen hatte, das zugleich auf den Freiherrn von Wedingen mit zurückfallen mußte. Er war der triumphirende Ehrenmann geworden, aber der Ehrenmann, der es um so mehr bleibt, je mehr er seinen Triumph, wenn auch nicht zu verbergen, doch zu mäßigen versteht.

„Angeklagter Müllner," hob der Präsident an, „Sie haben die Verdachtsgründe vernommen, die gegen Sie sprechen."

„Ja, Herr Präsident," war die Antwort, „und als ich sie vernahm, gewann ich die Ueberzeugung, daß ich der Mühe überhoben sei, mich gegen sie zu vertheidigen. Auf so schwache Gründe hin wird kein Richter in der Welt mich schuldig finden wollen."

„Sie waren nach Ihrer Angabe Zeuge der Ermordung Ihres Bruders?"

„Ich war wenigstens in der nächsten Nähe, hörte den Streit, den Kampf, den Fall oder Wurf in das Wasser."

„Sie waren allein?"

„Ich war allein."

„Sie waren ausgegangen, Ihren Bruder zu suchen? Sein langes, spätes Ausbleiben hatte Sie beunruhigt?"

„Es war so."

„Sie hatten früher keine Beunruhigung für Ihren Bruder. Zeugen werden nachher ein Verhältniß anderer Art zwischen Ihnen und ihm bekunden. Sie und er haßten einander. Sie bedrohten ihn sogar mit dem Tode, zum öfteren. Die Zeugen werden Ihnen in das Gesicht sagen, wie einmal, als Ihr Bruder ausgeritten war und plötzlich ein heftiges Gewitter losbrach, die Leute besorgt für Ihren Bruder waren und Sie darauf sprachen: Was wäre es denn, wenn der Teufel ihn holte."

„Es war ein unbedachter Ausdruck von mir," sagte Thomas Müllner. „Mein Bruder hatte mir schweren Verdruß verursacht; da spricht man leicht Worte, die nicht aus dem Herzen kommen."

„Sie leugnen also die Thatsache nicht?"

„Nein!"

„Sie war nur ein Glied aus einer großen Kette ähnlicher. Sie bezeichnet das wenig brüderliche Verhältniß zwischen Ihnen

und dem Ermordeten. Sie ist ein wesentliches Argument für die Unwahrscheinlichkeit Ihrer Behauptung, daß Sie gerade an dem Abend des Mordes für den Ermordeten besorgt gewesen seien."

„Aber ich war es, Herr Präsident."

„Was fürchteten Sie denn für ihn?"

„Er hatte den Tag viel mit dem Baron Weddingen verkehrt. Es konnte nur ein Geldgeschäft betreffen, der Baron war in Noth; mein Bruder sollte helfen, wollte vielleicht nicht; der Baron war in einer verzweiflungsvollen Lage; da konnte ich das Schlimmste befürchten."

„Einen Mord?"

„Wenigstens einen Angriff gegen meinen Bruder!"

„Und Sie gingen allein aus, ihn zu beschützen?"

„Ich durfte mich und meinen Bruder nicht unnöthigem Gerede aussetzen."

„Unnöthiges Gerede, wenn Sie nur einen einzigen Ihrer Leute mitnahmen?"

„Ich war in Unruhe; da hat man nicht immer einen klaren Ueberblick der Lage."

„Sie sagten Niemandem nur ein Wort, als Sie ausgingen, Ihren Bruder zu suchen?"

„Ich hatte keine Veranlassung."

„Sie haben nicht einmal Jemanden gefragt, ob man Ihren Bruder gesehen habe?"

„Ich wollte kein Aufsehen machen, wie ich schon sagte."

„So gingen Sie heimlich?"

„Ich finde darin keine Heimlichkeit."

„Es kommt darauf an, was die Herren Geschworenen finden werden."

Die Gesichter der Geschworenen wie der meisten Anwesenden

im Saale zeigten schon seit einiger Zeit Mienen, die eine bedenkliche Stimmung gegen den Angeklagten Thomas Müllner verriethen.

Thomas Müllner sah es.

„Aber,“ rief er, „ich habe ja einen Zeugen über den Mord, für meine Unschuld, den alten Invaliden, den Hühnerfritz! Warum wird er nicht vernommen?“

„Sie hörten ja, daß er nicht aufzufinden ist,“ sagte der Präsident.

„Muß ich darum der Mörder sein?“

Der Präsident fuhr fort:

„Sie haben Ihren Neffen als den Mörder angegeben?“

„Ja, Herr Präsident; es wurde mir schwer genug, meinen nächsten Verwandten eines so schweren Verbrechens anzuklagen; aber ich hatte seine Stimme erkannt, und ich hätte des Mordes mich mitschuldig gemacht, wenn ich die Wahrheit verschwiegen hätte.“

„Sie sind zugleich der Vormund Ihres Neffen,“ sagte der Präsident.

„Ja, Herr Präsident.“

„Er hat keinen einzigen nahen Angehörigen außer Ihnen?“

„So viel ich weiß, nicht.“

„Keinen, der sich seiner annehmen konnte, um, als der neunzehnjährige Jüngling zum Tode verurtheilt wurde, eine Begnadigung für ihn nachzusuchen, die in dem jugendlichen Alter ihm höchst wahrscheinlich wäre zu Theil geworden, wenn nur eine Stimme für ihn gebeten hätte.“

„Ich bat für ihn um Gnade, Herr Präsident.“

„Eine halbe Stunde, genau eine halbe Stunde vor der Minute, in der die Execution erfolgen sollte, die Erschießung, die

Sie vielleicht schon für vollzogen hielten. Ein Anderer, ein edles Herz, hatte für den Unglücklichen gebeten. Sie, Angeklagter, der nächste, der einzige Verwandte, der Vormund des jungen Mannes, dem Familienbande und Gesetz die heiligsten Pflichten auflegten, Sie überließen mitleidlos, gewissenlos den Armen seinem entsetzlichen Schicksal; Sie baten für ihn, da es zu spät war, da Sie sich sagen mußten, daß es zu spät sei.“

Die Enthüllung, die durch die Vorhaltungen des Präsidenten gegeben wurde, machte in dem ganzen Saale einen peinlichen Eindruck, wahrlich nicht zu Gunsten Thomas Müllners.

Thomas Müllner gewahrte ihn. Dem gewaltthätigen Manne, dem in seinem Leben Niemand hatte widersprechen dürfen, stieg das Blut zu Kopfe, er verlor den Kopf.

„War er nicht der Mörder meines Bruders?“ fragte er. „Für sein Leben hätte ich bitten sollen?“

Der Präsident aber entgegnete ihm:

„Angeklagter Thomas Müllner, nicht Sie hatten den jungen Mann zu verurtheilen. Wohl aber mußten Sie, wenn auch nicht das geringste Band Sie mit ihm verknüpfte, nach Menschenpflicht und Ehre ihm Gelegenheit verstatten, sich gegen die Anklage des schwersten Verbrechens vertheidigen zu können. Sie thaten das nicht; er sollte sich nicht vertheidigen dürfen. Sie mußten ein Interesse dabei haben. Welches Interesse leitete Sie? Sprechen Sie! Reden Sie, wenn Sie nicht wollen, daß man annehme, seine Vertheidigung wäre zur Anklage gegen Sie geworden!“

Thomas Müllners heftige und herrschsüchtige Natur hatte sich noch nicht wieder mäßigen können.

„Er hat sich ja vertheidigen können!“ rief er. „Hat er es gewagt, mich anzuklagen?“

Zwei Augenpaare blitzten bei diesen herausfordernden Worten.

Hermann von Gramkov fuhr in heftigem Zorn auf; aber auch sein Zorn konnte ihm den Adel der Seele nicht nehmen, selbst nicht für einen Augenblick. Er sank auf die Anklagebank zurück, wie erschüttert von dem Vorwurfe, daß er nur eine Sekunde lang einem unedlen Gedanken habe Gehör geben können.

Der Staatsanwalt aber erhob sich mit zürnenden Blicken. Er hatte noch kein Wort gesprochen, obwohl er als Wächter des Gesetzes zu jeder Zeit in die Verhandlung einzutreten das Recht hatte. Er war der ruhige, klare, allgemein hochgeachtete Wahrer des Rechts.

„Angeklagter Müllner,“ sprach der Staatsanwalt, „Sie werden später unter den Zeugen ein junges Mädchen sehen, Margarethe Hausmann —“

Der Angeklagte Müllner schien zu erbeben, als er den Namen des Mädchens hörte.

Der Oberprocurator fuhr fort:

„Der Name Hausmann ist der Name der Mutter des Mädchens. Den Namen ihres Vaters darf sie nicht führen. Sie wissen, warum nicht, Angeklagter!“

Thomas Müllner hatte sich gefaßt.

„Herr Oberprocurator, die Mutter des Mädchens war Dienstmagd auf dem Amte Weddingen; sie war eine liederliche Person, die meinen Bruder verführte.“

„Ihren ermordeten Bruder Jakob! Er war der Vater des Mädchens.“

„Die Mutter behauptete es.“

„Und Ihr Bruder?“

„Er glaubte es.“

„Und erhielt das Kind, wie sein Kind, ließ es erziehen, ausbilden.“

„So war es.“

„Und seine Tochter sollte künftig seine Erbin werden.“

„Es mag wohl seine Absicht gewesen sein.“

„Und seinen Namen führen!“

„Davon weiß ich nichts.“

„Existirte nicht ein Document darüber?“

Thomas Müllner war unruhig geworden.

„Ich habe keines gesehen,“ sagte er.

„Aber Ihr Bruder besaß eines. Seine Tochter behauptet es.“

„Herr Oberprocurator, das Mädchen ist eine eben so verlogene Person, wie ihre Mutter war.“

„Wie?“ rief entrüstet der Staatsanwalt.

Dann wandte er sich plötzlich an die Geschworenen.

„Meine Herren Geschworenen, ich bitte Sie, genau auf jedes der Worte zu achten, die ich jetzt an den Angeklagten Müllner richten werde.“

Dann fuhr er zu Thomas Müllner fort:

„Ihre Nichte Margarethe Müllner — denn sie ist Ihre Nichte und sie hat das Recht, den Namen ihres Vaters zu führen — hatte an jenem Tage, an dem Ihre beiden gegenwärtigen Mitangeklagten zum Tode verurtheilt waren und sofort erschossen werden sollten, das gethan, was Sie, der nächste Verwandte, der Vormund des einen jener Unglücklichen in unglaublicher Pflichtvergessenheit unterlassen hatten. Sie wandte sich an mich, sie bat mich, einen Aufschub der Exekution zu bewirken. Sie mußte sich dabei mir als die Tochter des ermordeten Jakob Müllner nennen. In der Voruntersuchung war von einer Tochter des ermordeten Jakob Müllner niemals die Rede gewesen. Ich fragte sie nach ihren Beweisen. Ihr Vater, war die Antwort,

habe sie in einem Documente als seine Tochter und ihre Mutter als seine mit ihm verlobt gewesene Braut anerkannt. Ich fragte sie, wo das Document sei. Es sei verschwunden, erwiderte sie. In welcher Weise, mußte ich sie fragen. Ich erhielt keine Antwort mehr von ihr. Schmerz und Angst hatten ihr ein Geheimniß entrissen, das sie niemals hatte verrathen wollen. Ich war um so aufmerksamer geworden. Es handelte sich um ein Geheimniß, das mir in einer Beziehung zu der Untersuchung über den Mord ihres Vaters zu stehen schien. Ich ermittelte, daß vor vielen Jahren in der That eine Magd mit Namen Hausmann auf dem Amte Weddingen gedient habe, daß sie ein braves, ordentliches Mädchen gewesen, daß Jakob Müllner sie habe heirathen wollen, daß Thomas Müllner ihm aber erklärt habe, er werde das Mädchen, wenn er auf ihre Ehelichung nicht verzichte, erschießen und ihr Kind an die Zigeuner verkaufen. Jakob Müllner mußte in Folge dessen den Gedanken an eine Ehe mit dem Mädchen aufgeben. Sie starb auch bald nach der Geburt ihres Kindes — an Gift, wie Jedermann auf dem Amte und im Dorfe es sagte, und, meine Herren Geschworenen, die Zeugen werden Ihnen nachher auch bekunden, wen die allgemeine Stimme des Volkes für den Mörder hielt. Thomas Müllner war es. Meine Pflicht, nach dem Documente zu forschen, von dem Margarethe Müllner gesprochen hatte, wurde um desto dringender. Sie selbst verweigerte jede weitere Auskunft, und, meine Herren Geschworenen, erwägen Sie, um die Motive des Kindes zu würdigen, dabei Folgendes: Nach den Preußischen Gesetzen, die für diesen Fall maßgebend sind, erhält ein unehelich geborenes Kind, wenn es von einer verlobten Braut geboren wurde, durch die bloße gerichtliche Anerkennung von Seiten des Vaters, alle Rechte eines ehelichen Kindes. Existirte das Document, von dem Mar=

garethe Müllner gesprochen hatte, so war sie die einzige Erbin ihres Vaters; existirte es nicht, so war Thomas Müllner der einzige Erbe seines ermordeten Bruders. Noch mehr, sie war im ersten Falle gemeinschaftlich mit ihrem Vetter Hermann Gramkov die nächste gesetzliche Erbin ihres Onkels Thomas Müllner. Existirte das Dokument? Existirte es noch? Stand sein Verschwinden in Verbindung mit dem Tode, mit der Ermordung Jakob Müllners? Das Dokument blieb, allen meinen Nachforschungen zum Trotz, verschwunden. Aber es hatte existirt und es war auf verdächtige Weise verschwunden. Das Domainenamt Weddingen hatte seine eigene Gerichtsbarkeit. Das Gerichtslokal befand sich auf dem Amte; hier wurden auch die Gerichtsacten verwahrt; ein Justiziar kam jede Woche von dem benachbarten Städtchen Seehausen herüber. Nach Einführung der Westphälischen Gerichte kamen die Gerichtsacten vom Amte Weddingen zum Friedensgericht in Seehausen. Hier fand ich nun Auskunft. Margarethe Müllner ist im Jahre 1793 geboren; in dem Jahre 1793 oder 1794 mußte also die Anerkennungsurkunde Jakob Müllners ausgestellt sein. Sie findet sich in den betreffenden Acten nicht. Aber in dem Actenbande von 1794 findet sich eine Lücke; zwei Blätter sind herausgerissen, meine Herren Geschworenen. Und daß gerade diese beiden Blätter die genannte Urkunde enthalten haben, beweist ein Anderes. Sie müssen nach der Seitenzahl des Actenbandes die Zahlen 35 und 36 getragen haben. Nun fand ich ferner in Seehausen ein Generalregister über die Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit des Amtes Weddingen, und darin ist zu lesen: Jahrgang 1794. Seite 35, 36 des betreffenden Actenbandes, Erklärung des Herrn Jakob Müllner über sein und der verstorbenen Maria Hausmann Kind Margarethe.

Der Staatsanwalt ließ die beiden Aktenstücke den Geschworenen zustellen und fuhr fort:

„Bedürfen Sie noch eines Kommentars über diese Thatsachen, meine Herren? Thomas Müllner, der Angeklagte, hatte Margarethe Müllner nicht zu ihres Vaters Erbschaft, nicht zu seiner Erbschaft zulassen wollen; er hatte mit Erschießen, mit Verkaufen des Kindes an die Zigeuner gedroht; ihm waren die Gerichtsakten zugänglich, das Register war wahrscheinlich nur dem Gerichtshalter bekannt gewesen. Jakob Müllner hatte eine Ausfertigung des Documents erhalten, also keine Veranlassung, um die Originalgerichtsakten sich weiter zu kümmern. Wäre es mir gelungen, auch über das Schicksal dieser Ausfertigung eine Kunde zu verschaffen, ich glaube, wir Alle könnten keinen Augenblick auch darüber in Zweifel sein, wer die Gerichtsakten beraubt hat."

Der Staatsanwalt wandte sich dann wieder an Thomas Müllner.

„Ich bin noch nicht zu Ende, Angeklagter. Sie nannten Ihre Nichte hier eine verlogene Person. Ihre Richter müssen auch den Charakter dieser Zeugin kennen lernen. Wie sie muthig für Hermann Gramkov eintrat, wie sie edelmüthig darauf verzichtete, ein Wort der Auskunft über jenes Document vorzubringen, dies theilte ich hier schon mit. Ich habe noch einen anderen Zug ihres edlen Sinnes zu bekunden. Auf ihre Bitte um Aufschub der Exekution konnte ich nur dann eingehen, wenn die beiden Verurtheilten im Stande waren, über die Ermordung des Jakob Müllner erhebliche Mittheilungen zu machen. Ich hielt ihr dies vor; ich bemerkte ihr, die Beiden seien ja des Mordes bezüchtigt. Mit Entrüstung entgegnete sie, die Beiden seien keine Mörder. — Können die Beiden Auskunft über die rechten Mörder geben?

fragte ich sie. — Ja! rief sie mit Entschiedenheit. — Beide? Auch Hermann von Gramkov? — Auch er! rief sie in ihrer Aufregung. Auch er, er war ja — Da brach sie plötzlich ab. Sie war leichenblaß geworden; dann sprach sie wieder:

„Ja, auch er! Auch ich! Wir waren ja beisammen; wir waren ja Zeugen jenes entsetzlichen Ereignisses. Aber nie, das schworen wir uns, nie solle unser Mund das Mindeste davon verrathen. Damit trennten wir uns; damit ging er, sein Leben für sein Vaterland zu opfern. Unsern Schwur, wie Hermann ihn gehalten hat, so werde ich ihn halten, sollten wir auch als die Mörder angesehen werden, sollte man mich auch als Vatermörderin bestrafen wollen. — Sie sprach kein Wort weiter, und ich wußte genug.

„Und nun, Herr Präsident," wandte an diesen sich der Staatsanwalt, „habe ich eine Bitte an Ihre discretionaire Gewalt. Der Angeklagte Gramkov wie Margarethe Müllner haben ihren Schwur gehalten und werden ihn halten. Hermann Gramkow schwieg, obwohl sein Oheim hier den Muth hatte, dem jungen Manne den Mord in das Gesicht zu werfen. Darf ich Sie bitten, den Versuch zu machen, ob Thomas Müllner auch der Tochter des Ermordeten gegenüber einen ähnlichen Muth besitzen wird."

„Die Zeugin Margarethe Müllner werde in den Saal geführt," befahl der Präsident.

Er konnte es befehlen vermöge seiner discretionairen Gewalt.

Thomas Müllner wechselte die Farbe.

Margarethe Müllner wurde in den Saal geführt.

Sie war das feine, zarte, kaum dem Kindesalter entwachsene Kind, an dem aber Alles den sichern, festen Muth zeigte. Einen Augenblick war sie blaß geworden, als sie eintrat, als sie alle

Blicke nur auf sich gerichtet sah. Dann warfen die frechen, trotzigen Augen Thomas Müllner's ihr Herausforderung und Drohung zu, während zugleich das ruhige jugendliche Antlitz Hermann von Gramkov's ihr wieder Muth und Aufrichtung zusprach.

Sie trat mit festem Schritt auf den Zeugenplatz vor dem Präsidenten.

Der Präsident sprach zu ihr:

„Margarethe Hausmann — ich muß Sie bei diesem Namen noch nennen, bis Ihre Berechtigung feststeht, einen andern zu führen — Sie sollen hier als Zeugin befragt werden; ich habe Sie daran zu erinnern, daß Sie verpflichtet sind, die reine Wahrheit hier auszusagen.“

Margarethe Müllner — wir dürfen sie ja so nennen — hatte ihren vollen Muth wieder.

„Herr Präsident,“ sagte sie, „gestatten Sie mir wenige Worte, bevor Sie mich fragen.“

„Sprechen Sie.“

„Unter den Angeklagten,“ sprach Margarethe Müllner, „ist mein Oheim, der Bruder meines verstorbenen Vaters. Nie werde ich ein Wort gegen ihn aussagen, das ihm nachtheilig werden könnte.“

„Der Angeklagte Thomas Müllner,“ erwiderte ihr der Präsident, „erkennt Sie als seine Verwandte nicht an.“

„Aber ich muß mich als solche anerkennen, Herr Präsident!“

Der Präsident berieth sich leise mit den Beisitzern des Gerichts.

„Der Gerichtshof,“ sagte er dann, „hat beschlossen, da es sich hier um eine Gewissensangelegenheit handelt, vorläufig von der Befragung der Zeugin Abstand zu nehmen, bis etwa die Herren Geschworenen sie später für nothwendig halten sollten.“

Der Vorstand der Geschworenen erhob sich:

„Die Geschworenen bitten nur den Herrn Präsidenten, die Zeugin während der ferneren Verhandlung im Saale zu belassen.“

„Es sei so!“ entschied der Präsident.

Er wies ihr einen Platz auf den Sitzen für die Zeugen an.

Der Präsident eröffnete hierauf die regelmäßige Beweisaufnahme. Die Zeugen über die Auffindung der Leiche des Ermordeten wurden vernommen, die Aerzte über die Todesart. Es ergab sich nichts Neues. Bestätigt wurde, daß Jakob Müllner im Wasser den Erstickungstod gefunden. Gegen Thomas Müllner ergab sich nichts Verdächtiges.

Die nächste Zeugin war die Baronin von Weddingen.

Es entstand wohl eine Bewegung, als die Frau, deren Leben Leiden, Entsagung und Entbehrung gewesen war, in den Saal trat, als sie zusammenzuckte bei dem Anblicke des Gatten, der dem Tode geweiht war, wenn er auch hier sollte freigesprochen werden. Der Herr von Weddingen mußte sein Gesicht verhüllen, als er seine Gattin sah. Sie konnte sich kaum aufrecht halten.

Der Präsident begann ihr Verhör, über die traurige Lage auf Schloß Weddingen, über den letzten Tag der Anwesenheit ihres Gatten. Die Frau sprach sich offen aus, ohne Rückhalt, ohne Ostentation, über ihre Armuth, ihre Noth, über das Ertragen beider in Geduld und Schmerz, aber in gegenseitiger Liebe und Aufopferung.

Das Verhör war noch nicht beendet, als ein Gerichtsdiener in den Saal trat und dem Präsidenten leise eine Mittheilung machte, die eine ebenso wichtige, wie überraschende zu sein schien. Der Präsident stutzte, sann einen Augenblick nach, winkte dem Diener zu warten, richtete noch zwei Fragen an die Frau von

Weddingen und forderte sie dann auf, sich auf den Platz der vernommenen Zeugen zu Margarethe Müllner zu setzen.

Der Präsident wandte sich darauf an den Oberprocurator und an die Vertheidiger. Er hatte eine Mittheilung zu machen. Der ganze Saal war gespannt darauf.

„Soeben,“ sagte er, „wird mir gemeldet, daß der lange vergebens gesuchte, unter dem Namen der Hühnerfritz in den Akten vorkommende Zeuge in diesem Augenblicke zu seiner gerichtlichen Vernehmung sich gestellt hat. Ich richte an Staatsanwaltschaft und Vertheidigung die Anfrage, ob sie Einwendungen gegen seine sofortige Vernehmung außerhalb der festgesetzten Reihe vorzubringen haben.“

Ein Gemurmel durchlief den Saal. Es schien für jeden der Anwesenden klar zu sein, daß mit dem Wiederfinden, mit der Anwesenheit dieses Zeugen ein entscheidender Wendepunkt der Untersuchung eingetreten sei. Zu Gunsten des Angeklagten Müllner? Er allein hatte sich so oft und so eifrig auf den lahmen Invaliden berufen. Zum Nachtheil der beiden Angeklagten also? Zu Ungunsten der Tochter des Ermordeten und der Baronin von Weddingen also, die so viele Sympathien unter den Anwesenden sich erworben hatten?

Mit brennendem Verlangen sah man der sofortigen Vernehmung des Zeugen entgegen.

Der Staatsanwalt überließ es dem Belieben des Präsidenten, ob der Zeuge jetzt gleich oder erst später verhört werde.

Ebenso sprachen die Vertheidiger des Barons Weddingen und Hermann's von Gramkov sich aus.

Thomas Müllner aber redete lebhaft, angelegentlich, fast laut mit seinem Vertheidiger:

„Richter und Geschworene sind hier lange genug gegen mich

eingenommen. Die Wahrheit darf ihnen nicht länger vorenthalten werden. Endlich ist der Zeuge da, der die Wahrheit, die ganze Wahrheit sagen kann und sagen wird. Ich muß darauf bestehen, daß er sofort vernommen werde."

Die Leidenschaftlichkeit des Angeklagten setzte den Vertheidiger in Verlegenheit.

„Sie hörten, was er sprach," sagte er zu dem Präsidenten.

„Führen Sie den Zeugen herein," befahl der Präsident dem Gerichtsdiener.

Thomas Müllner triumphirte, und diesmal vergaß er über seinem Triumph den bescheidenen Ehrenmann.

Der Hühnerfritz trat in den Saal, der lange, hagere, lahme Invalide, mit dem melancholischen Gesichte, mit dem lauernden, dreisten Blick, in der zerlumpten Kleidung; nur den Bettelsack und den Knotenstock hatte er draußen lassen müssen.

Er trat langsam ein, schaute mit seinem dreisten Blick sich nach allen Seiten um, als wenn er zunächst genau das Terrain wolle kennen lernen, auf dem er sich bewegen, eine Rolle spielen sollte. Indem er dann nach dem Gerichtstische weiterschritt, nickte er im Vorübergehen dem Angeklagten Thomas Müllner zu, mit einer Vertraulichkeit, die den Angeklagten erbeben machte.

Dann stellte er sich vor den Präsidenten, schweigend, aber seine dreisten Augen sagten: Hier bin ich, nun fragt mich.

Der Präsident fragte ihn:

„Wie heißt Ihr?"

Und die melancholische Stimme des Hühnerfritz antwortete:

„Ich bin ja der Hühnerfritz, der hier Zeuge sein soll."

„Ihr führt auch einen andern Namen!"

„Friedrich Joachim Dornbusch. Aber den Namen hörte ich schon lange nicht mehr."

„Ihr wißt, daß Ihr hier ein Zeugniß ablegen sollt.“

„Sonst wäre ich wohl nicht hier.“

„Ihr hieltet Euch gleichwohl verborgen, ließet vergebens nach Euch suchen.“

„Verborgen, Herr Präsident? Der Hühnerfritz geht als freier Mann durch das Land, bald hier, bald da, wie und wo es ihm gefällt. Hätte ich gewußt, daß Sie mich suchten, Sie hätten mich schon früher gehabt. Aber ich erfuhr es erst gestern, ganz hinten im Lande.“

Es war eine sonderbare Art und Weise, wie der alte, lahme Bettler sprach, halb ehrlich, halb verschmitzt, halb ernsthaft, halb wie ein Schalk.

„Ihr wart früher preußischer Soldat?“ fragte ihn der Präsident.

„Ja, Herr Präsident.“

„Habt Ihr als Soldat Strafe erlitten?“

„Strafe, Herr Präsident?“

„Ihr sollt zweimal Spießruthen gelaufen haben?“

„Darüber soll ich hier Zeugniß ablegen?“

„Ihr sollt mir antworten.“

„Ja, Herr Präsident, ich lief zweimal Spießruthen.“

„Weshalb?“

„Für meinen König!“

Im Saale entstand ein unterdrücktes Lachen.

Der Zeuge sah sich unwillig, stolz danach um.

„Ist hier Einer, der sich rühmen kann, für den König Jerome Spießruthen gelaufen zu haben?“

Ist das ein Narr oder ein abgefeimter Bursch? sahen sie sich im Saale an.

„Woher," fragte der Präsident weiter, „habt Ihr den Namen Hühnerfritz?"

„Ich treibe einen Hühnerhandel."

„Man behauptet, daß Ihr Hühnerdiebstahl treibt."

„Herr Präsident, ist Einer hier im Saale, der behaupten kann, daß ich ihm seine Hühner gestohlen habe?"

Der Präsident hielt es für gerathen, auf das eigentliche Zeugniß des Schalkes oder des Narren zu kommen.

„Am dritten Mai dieses Jahres ist zu Weddingen der Gutsbesitzer Jakob Müllner ermordet. Könnt Ihr Auskunft darüber geben?"

„Ja, Herr Präsident, ganz genaue, und Keiner im Saale soll mich Lügen strafen können. Es war am dritten Mai. Ich war den Tag von Magdeburg hergekommen, ich komme durch das ganze Land. Ich kam gegen Mittag in Weddingen an. Am Schlosse sah ich den Herrn Baron da; er sah so tiefsinnig aus. Den kannst Du andern Sinnes machen, dachte ich. Ich ging an ihn heran. Herr Baron, wissen Sie schon, daß der Schill seit fünf Tagen von Berlin fort ist, die Franzosen aus dem Lande zu jagen? Wenn Sie zu ihm wollen, Sie treffen ihn bei Magdeburg."

„Sagte ich Ihnen das nicht, Herr Baron?" rief der Hühnerfritz dem Angeklagten Lebrecht von Weddingen zu.

Der Baron nickte leicht mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß es so sei.

Der Zeuge wandte sich wieder zu dem Präsidenten:

„Sehen Sie, Herr Präsident, daß ich Ihnen die Wahrheit sage? Nun weiter. Ich machte dann meine Geschäfte ab, im Dorfe, auf dem Amte. Dabei sah ich den Herrn Baron mit dem Herrn Jakob gehen, dem Herrn Jakob Müllner. Was mag er

mit dem haben? dachte ich. Ich mußte es wissen. Ich verbarg mich in der Nähe des Schlosses. Es war dunkler Abend geworden. Zuerst kam der Herr Jakob aus dem Schlosse. Er ging um die alten Mauern herum, als wenn er sie sich besehen wollte. Sein neues Eigenthum! mußte ich mir schon damals denken.

Während er noch herumging, kam der Baron aus dem Schlosse. Er ging in den Pfad, der nach dem Amte an dem Pfarrteiche vorbeiführt. Er ging eilig. Meint er dem Herrn Jakob zu folgen? dachte ich wieder. Da folgte der Herr Jakob ihm. Keiner mußte von dem Andern etwas wissen. Dem Herrn Jakob folgte ich, aber erst von weitem; er sollte mich nicht sehen und hören. So sah auch ich ihn in der Dunkelheit nicht mehr; ich hörte nur noch seinen Schritt in der Ferne. Er konnte noch nicht am Pfarrteiche sein, als ich auf einmal zur Seite von mir, nach dem Dorfwalde zu, ein Geräusch vernahm. Zwischen dem Pfade und dem Walde stehen überall kleine Gruppen von Fichten. Von einer solchen Gruppe zur andern gingen eilig und leise zwei Menschen. Sie kamen aus der Richtung des Pfarrteiches, gingen in die des Dorfwaldes. Ich muß Alles wissen, Herr Präsident, besonders in der Nacht. Ich verließ den Pfad, verlegte den beiden Menschen den Weg, und als sie aus einer Fichtengruppe hervortraten, stand ich vor dem Pärchen. Ja, ja, vor dem jungen Pärchen!" rief der Zeuge, sich im Saale umsehend.

In dem Saale war ein allgemeines Gemurmel der Verwunderung entstanden.

„Was ist da zu verwundern?" rief der Zeuge.

„Zeuge, Ihr habt mit mir zu sprechen," ermahnte ihn der Präsident.

„Sehr wohl, Herr Präsident. Also ich stand vor den bei-

den jungen Leuten und fragte sie, wohin sie denn so eilig wollten. — Sie wollten von einander Abschied nehmen, sagten sie. — Ob das denn solche Eile habe, fragte ich. Ja, ja, denn am Teiche —

Der junge Mann antwortete mir; aber er konnte seine Worte nicht aussprechen; in demselben Augenblicke hörten wir Schritte an der andern Seite der Fichten; wir schwiegen Alle und rührten uns nicht, bis der Baron so weit von uns war, daß er uns nicht mehr hören konnte."

Der Präsident unterbrach den Zeugen.

„Von welchem Baron sprecht Ihr?"

„Nun, von dem Herrn Baron von Weddingen da."

„Woher kam er?"

„Aus den Fichten, von dem Pfarrteiche her; ich weiß es nicht."

„Und wohin ging er?"

„Nach dem Schlosse zu."

„Erkanntet Ihr ihn genau?"

„Ganz genau, Herr Präsident. Auch der Junker erkannte ihn."

„Welcher Junker?"

„Nun, der Herr Hermann da!"

Der Zeuge zeigte auf den Angeklagten Hermann von Gramkov.

„Wer war das Paar, dem Ihr begegnetet?" fragte der Präsident.

„Nun, Herr Präsident, das war doch wohl klar. Aber hat der Herr Junker Ihnen Nichts davon gesagt?"

In dem Saale sah man immer mehr verwunderte und gespannte Gesichter.

Der Zeuge wandte sich wieder um.

„Junker Hermann, sprach ich nicht mit Ihnen bei den Fichten?"

„Ihr habt mit mir zu sprechen," sagte strenge der Prä-

sident. „Also dem Angeklagten Hermann von Gramkov waret Ihr begegnet?“

„Nun ja!“

„Und wer war in seiner Begleitung?“

Der Zeuge sah sich doch wieder nach dem Angeklagten Hermann von Gramkov um, als wenn er fragen wolle, was er antworten dürfe.

Hermann von Gramkov sah vor sich nieder; er war verlegen; er wagte nicht, den Zeugen anzublicken; er erhob zu Niemandem die Augen, wie hätte er Margarethe Müllner ansehen können, die auf den Plätzen der vernommenen Zeugen ihm gegenüber saß?

Und auch das Mädchen hatte die Augen niedergeschlagen, und eine große innere Angst schien sie verzehren zu wollen.

Gewahrte der Hühnerfritz das?

Er hatte dem Präsidenten noch auf die Frage zn antworten, wer in der Begleitung Hermann's von Gramkov sich befunden habe. Er sprach von etwas Anderem.

„Ah, Herr Präsident, ich habe Ihnen noch zu sagen, wen der Herr Hermann am Teiche getroffen hatte. Ich hatte ihn doch gefragt, warum er so eilig sei —“

Der Präsident unterbrach ihn.

„Ihr spracht vorhin davon, Ihr hättet ein junges Paar gefragt, warum sie so eilig Abschied nehmen wollten!“

„So? Nun, da ich gerade Antwort erhalten sollte, kam der Herr Baron vorbei und ging nach dem Schlosse zurück. Nachher aber sagte der Herr Hermann mir, sein Oheim Thomas sei ihm am Teiche begegnet, plötzlich, so daß er sich heftig erschrocken habe, und der Oheim habe ihn angefahren, was er da wolle.

Da habe er sich denn geschwinde aus dem Staube gemacht, in der Furcht, der Herr Thomas möchte ihm folgen."

„Und wie war es," fragte hartnäckig der Präsident, „mit dem Abschiednehmen und dem jungen Paare? Bleibt einmal bei Euren Worten."

„Ich soll Ihnen doch wohl die Wahrheit ganz sagen müssen, Herr Präsident. Also, der Herr Hermann und die Mamsell Margarethe, die da bei der Frau Baronin sitzt — ja, ja, Mamsell, es thut mir leid, daß ich es hier vor den Leuten sagen muß; aber der Herr Präsident will nun einmal die Wahrheit wissen, und ich denke, es war ja auch nichts Schlechtes. Also, Sie und der Junker — aber ich soll ja nur zu Ihnen reden, Herr Präsident. Also, der Junker wollte den Abend zu Schill, und da hatte er doch die Geschichte mit dem Herrn Jakob gehabt, wegen der Wuhrarbeiten an der Elbe, und da war er zu dem Amte zurückgegangen, um seine paar Sachen zusammenzusuchen und hatte dort von der Mamsell nicht Abschied nehmen können; aber sie hatten ausgemacht, daß sie am Pfarrteiche sich noch treffen wollten. Dahin war der Junker gegangen, und wie er die Mamsell sucht, stößt er plötzlich auf seinen Oheim Thomas, der am Wasser hinter dem Schilfe steht, und er macht sich aus dem Staube, wie ich schon sagte, und eilt nach den Fichten, um auf die Mamsell zu warten; die Mamsell ist aber schon in den Fichten; sie hatte auch den Oheim Thomas gesehen, und damit der sie nicht sehen sollte, sich in den Fichten verborgen, und sie wollten nun zu dem Walde eilen, um dort in Ruhe Abschied zu nehmen."

Als der Hühnerfritz so weit erzählt hatte, mußte er sich doch wieder umwenden.

„Nun Mamsell, es war ja so schlimm nicht und der Herr Hermann ist ja Ihr leiblicher Vetter und — aber davon rede

ich noch nachher mit Ihnen. Der Herr Präsident will schon wieder ungeduldig werden, und der Herr Thomas ist es auch."

Thomas Müllner war während der Vernehmung des Hühnerfritz wenig beachtet; als der Zeuge seinen Namen nannte, richteten die Blicke sich wieder auf ihn und man gewahrte, daß eine sonderbare Veränderung mit dem Manne vorgegangen war, gerade wohl noch vorging; Ungeduld sah man nicht in seinen Zügen; aber die Züge des fahlen Gesichtes erschienen in einer fast erschreckenden Abspannung der Erwartung, der Furcht, der Todesangst; er sah aus, wie ein Mensch, der in dem nächsten Augenblicke sein Todesurtheil hören soll.

Hatte auch der Präsident das gewahrt?

„Zeuge," sprach er zu dem alten Invaliden, „Ihr erklärtet, daß Ihr Auskunft, und zwar ganz genaue, über den Tod des Jakob Müllner geben könnt; kommt endlich einmal zur Sache."

Der Hühnerfritz ließ aus seinem Zuge sich nicht herausbringen.

„Ich war gerade so weit gekommen, Herr Präsident. Denn sehen Sie, wie der Junker und die Mamsell mir das von ihrem Abschiede erzählt hatten, da gingen sie dem Walde zu, und wie sie noch keine fünfzig oder sechszig Schritte gegangen waren, es konnten auch siebenzig oder achtzig sein, da höre ich auf einmal an der anderen Seite von mir, am Teiche, ein Rufen, das aber nicht recht herauskam. Wird da denn Jemand gewürgt? mußte ich mir denken? Wer kann denn das sein? Der Herr Jakob? Ich meinte, daß ich die Stimme des Herrn Jakob gehört hätte. Aber wie konnte er noch am Pfarrteiche sein? Es war ja schon so lange her, daß er vor mir ging. Ich hatte gewiß eine Viertelstunde mit den beiden jungen Leuten gesprochen; da ich bei ihnen war, hatten sie keine Angst mehr vor dem Herrn Thomas, und also auch keine Eile mehr. Aber es war wirklich der Herr Jakob;

ich hörte die Stimme noch einmal und ich erkannte sie deutlich. Der alte Herr wollte um Hülfe rufen, aber noch immer konnte die Stimme nicht recht heraus; es mußte ihm Einer die Gurgel zuhalten und zudrücken. Und wer kann denn das sein? mußte ich mich wieder fragen, und ich dachte an den Baron, der dem Herrn Jakob hatte folgen wollen, oder gemeint hatte, er folge ihm. Aber ich dachte auch — der Herr Baron war ja schon längst wieder nach dem Schlosse hin zurückgegangen und er konnte schon zu Hause sein. Aber er konnte ja auch nach dem Teiche zurückgekehrt sein. Aber an dem Teiche hatte ja der Junker den Oheim Thomas gesehen, und der Herr Thomas, mußte ich mir denken, wird doch seinem Bruder beistehen, wenn der Baron ihn würgte. Aber er konnte ja auch wieder fort sein, der Herr Thomas. Ich mußte mir über die Geschichte allerlei Gedanken machen. Da kamen der Junker und die Mamsell eilig vom Walde her zurück. Sie hatten auch die Stimme gehört, die um Hülfe rufen wollte. Es war mein Vater! sagte die Mamsell. — Ja, Mamsell, Ihr Vater war es. — Und er wird gemordet! jammerte sie, und der Mörder —! Sie konnte vor Angst und Schreck nicht weiter sprechen. Der Junker und ich aber eilten nach dem Teiche. Und da, als wir kaum zehn oder zwölf Schritte zurückgelegt hatten, hörten wir auf einmal einen schweren Fall in das Wasser, und dann war alles still. Wir waren stehen geblieben, der Junker und ich. Wir horchten, was weiter geschehen werde. Nur einen Augenblick lang. Fort, fort, zu Hülfe! rief der Junker dann. Aber, Herr Präsident, ich habe, wie ich Ihnen schon sagte, zweimal Spießruthen gelaufen, und es war wahrhaftig kein Spaß; aber da konnte ich vorankommen, durch die Reihen der Soldaten und der Haselstöcke, und es war eine ganze Compagnie, nämlich die Soldaten, und ich mußte dreimal durch die Gasse. Aber das Rufen an dem

Teiche und der Fall in das Wasser — das war mir in die alten Beine gefahren, sie wollten nicht mehr voran. Der Junker wollte allein hin. Da kam die Mamsell hinter uns her, es war ihr allein zu grausig geworden. Und es war auch so grausig, Herr Präsident; so still, so todtenstill unter allen den Sternen, die am Himmel funkelten. Es ist zu spät, Junker, sagte ich. Machen Sie nur, daß Sie mit der Mamsell fortkommen, ehe noch weiteres Unglück geschieht. Und die Mamsell umklammerte ihren Vetter. Und es war auch zu spät, Herr Präsident. An dem Teiche hörte man nichts mehr; wer da hineingefallen oder hineingeworfen war, der war längst todt, und kein Mensch konnte ihn mehr retten. Die Beiden gingen fort, und es war gut, daß sie gingen, und eigentlich, war es doch wohl nicht gut; aber der Mensch kann nicht Alles vorher sehen. Ich begab mich allein zu dem Wasser, und da —. Ich war ganz leise gegangen; ich konnte meine eigenen Schritte nicht hören. So kam ich an den Teich. Er stößt bis dicht an den Fußpfad: ein kleiner schmaler Rasenplatz trennt ihn von diesem. Dann kommt Schilf, das bis in das Wasser hineinreicht. Auf dem Rasenplatz sah ich Jemanden umhergehen; ich glaubte, den Herrn Thomas zu erkennen. Er ging langsam hin und her, als suchte er etwas am Boden. Was mag er da suchen? mußte ich bei mir denken. Ich blieb eine Weile stehen, hinter einer Fichte an dem Pfade. Er sah mich nicht. Er ging immer langsam umher. So kam er zu dem Schilf. Hier hob er etwas auf; es war etwas Weißes; ein Bogen Papier mußte es sein, er besah es auch, als wenn er darin lesen wolle. Bei der Dunkelheit ging das aber wohl nicht an. Er behielt es in der Hand und suchte immer weiter. Das dauerte lange; zuletzt wurde es mir zu lange. Ich trat vor.

„Guten Abend, Herr Müllner,“ sagte ich. „Wo ist denn der Herr Jakob?“

„Hast Du es auch gehört?“ fragte er. „Meinen armen Bruder haben sie hier ermordet.“

„Ja,“ sagte ich, „ich habe es auch gehört.“

„Und hast Du die Mörder gesehen?“

„Ja, ja!“

„Sie liefen davon, als ich hier ankam. Aber ich hatte ihre Stimmen gehört. Es waren der Baron von da oben und mein Neffe; der Unglückliche hat geholfen, seinen leiblichen Oheim zu erschlagen. Sahest Du sie?“

„Ja, ja, Herr Müllner, ich sah sie, den Herrn Baron und auch den Junker.“

„Sahest Du sie noch beisammen?“

„Beisammen nicht.“

„Verfolgen wir sie!“ sagte er.

„Aber wo ist denn der Herr Jakob?“ fragte ich ihn.

„Sie haben ihn in's Wasser geworfen. Hörtest Du den Fall nicht?“

„Ja, ja, ich hörte ihn, und ich denke, Herr Müllner, wir suchen zuerst die Leiche im Wasser.“

„Rufe Du die Bauern herbei,“ sagte er.

Ich sagte ihm aber: „Herr Müllner, ich denke, das thäten Sie lieber. Die Bauern, Herr Müllner, halten mich für einen Hühnerdieb, und da könnten sie darauf kommen, mich auch für einen Mörder zu halten. Und dann ist es ja auch Ihr Bruder.“

„Du hast Recht,“ sagte er und ging, die Bauern zu rufen.

Ich suchte unterdeß noch auf dem Platze umher; ich mußte wissen, wonach der Herr Thomas noch weiter gesucht hatte. Und

in dem Schilf fand ich denn auch noch etwas. Doch das geht die Mamsell Margarethe an. Als ich es gefunden hatte, ging ich meines Wegs. Mit den Bauern und der Leiche hatte ich nichts zu thun."

„Dies wäre nun wohl so Alles, was ich weiß, Herr Präsident. Am anderen Tage sprach zwar der Herr Thomas noch heimlich mit mir; aber ich denke —

„Ha, ha," rief der Zeuge plötzlich, „Herr Müllner, Herr Thomas Müllner, was ist Ihnen denn --?"

Der alte Invalide, der Hühnerdieb, hatte seine Augen überall.

Kein Anderer hatte auf die Angeklagten geachtet. Alle hatten nur Ohren und Augen für den Zeugen gehabt, der in so wunderlicher Weise so verwunderliche Dinge vorbrachte.

Und von den drei Menschen auf der Anklagebank hatte auch keiner für die Andern Aufmerksamkeit gehabt. Der Freiherr von Weddingen hatte nur Blicke mit seiner Frau gewechselt; Hermann von Gramkov folgte jedem Worte des alten Invaliden. Und Thomas Müllner —

Bei dem Erscheinen des lahmen Invaliden, seines Zeugen, auf den er sich so oft berufen, den er mit Sehnsucht herbeigewünscht hatte, der die Anklage gegen ihn vernichten, seine beiden Mitangeklagten als die Mörder seines Bruders entlarven, überführen sollte — bei dem Erscheinen des Hühnerfritz hatte er triumphirt in einer Weise, daß es auffallen mußte; bei den ersten Aussagen und Antworten des Zeugen hatte man dann in seinem rohen, starkknochigen Gesichte Befriedigung lesen müssen; lange war er darauf mit steigender Spannung dem Gange des Verhörs gefolgt; dann hatte sich seiner Spannung eine gewisse Aengstlichkeit beigemischt; die Aengstlichkeit war zur Angst geworden, zu

einer innerlich um so mehr zehrenden und verzehrenden Angst, je mehr er sie in sein Inneres zurückdrängen, je mehr er sich äußerlich ruhig und gleichmüthig zeigen, je mehr er sich überzeugen mußte, daß namentlich der geringste Versuch, den Zeugen zu unterbrechen, nur dessen Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu wollen, seine Sache schlimm gestalten, völlig für ihn verderben könne. War doch dabei auch der lahme Invalide, der zweimal für seinen König Spießruthen gelaufen hatte, ein unberechenbarer Schalk, der es liebte, die Leute in Angst zu versetzen, um plötzlich eine unerwartete Schwenkung zu machen, und der mit einem einzigen Schlage auch hier Alles wieder zu seinen, Thomas Müllner's, Gunsten umkehren, und die beiden Anklagten an seiner Seite als die wahren Mörder hinstellen konnte.

Er schwieg, er hielt sich auch äußerlich ruhig, während es in seinem Innern stürmte, wüthete, raste; er war leidenschaftlich, der gewaltthätige Mann. Sein graues Gesicht, das erdfahl geworden war, wurde roth, röther, schwoll auf; alle wilde Gluth seines Innern strömte, alles Toben und Rasen seiner Brust stürmte hinein. Ein plötzlicher Aufschrei; das ganze Gesicht dunkelbraun; die Augen hervortretend; eine heftige Bewegung der Arme; der Kopf mit einem gewaltsamen Ruck sich zurückschlagend — so fiel er von der Bank zu Boden.

Alles im Saale fuhr entsetzt empor.

Die Aerzte, die noch anwesend waren, eilten zu ihm.

Der Schlag hatte ihn gerührt.

Ein Gottesgericht! riefen die Menschen.

Ein Schlaganfall war da; aber das Leben sei noch nicht entflohen, erklärten die Aerzte.

Aderlässe riefen es ganz zurück.

Aber die Sitzung mußte aufgehoben werden.

Zu der leichenblassen Margarethe Müllner trat der Hühnerfritz. Er hatte zwei Papiere aus seiner alten braunen Jacke hervorgezogen. Er überreichte sie ihr.

„Sie gehören Ihnen, Mamsell Margarethe. Das Eine fand ich am Teiche. Der Herr Thomas hatte wohl danach gesucht, und er hatte es nicht gefunden. Um des Dinges willen hat ihr Vater wohl sterben müssen. Hätte der Herr Thomas es aber auch gefunden, es hätte ihm nichts genützt. Ich hatte dieses zweite noch. Der Herr Jakob gab es mir schon vor Jahren in Verwahrung; bei ihm sei es nicht sicher. Er hatte es lange vorher gesehen, was am dritten Mai beim Pfarrteiche geschah."

Die beiden Papiere enthielten zwei gleichlautende Ausfertigungen der Urkunden, in welcher Jakob Müllner Margarethe als sein und seiner verlobten Braut Tochter gerichtlich anerkannt hatte.

Thomas Müllner lebte noch sechs Wochen. Die Aerzte gaben zwar keine Hoffnung zu seinem gänzlichen Aufkommen. Aber bis zu seinem Tode konnte eine neue Schwurgerichtssitzung nicht abgehalten werden. Sie war dann in Beziehung auf den Freiherrn von Weddingen und Hermann von Gramkov nur noch eine Förmlichkeit.

Unterdeß geschahen Schritte, den beiden, vom Kriegsgericht verurtheilten Officieren das Leben zu retten. Man war in Berlin darauf aufmerksam geworden; der Hof interessirte sich für sie. Sie hatten den höchsten Muth bewiesen; sie gehörten dem besten Preußischen Adel an; sie hatten so unschuldig und so schwer gelitten, doppelt gelitten durch den ungerechten Verdacht, unter der monatelangen Erwartung des Erschießens, das ihnen gewiß war und doch noch immer nicht hatte vollzogen werden können. Man war ihnen von allen Seiten eine Genug-

thuung schuldig und wandte sich also von Berlin nach Kassel, von Kassel nach Paris. Der französische Kaiser begnügte sich mit den zwölf Schill'schen Officieren, die in Stralsund gefangen genommen und nach Wesel transportirt waren, wo er sie erschießen ließ; er schenkte dem Freiherrn von Weddingen und Hermann von Gramkov das Leben.

Sechs Wochen nach jener Sitzung des Schwurgerichts in Stendal starb Thomas Müllner. Er hatte das klare Bewußtsein nicht zurückerlangt, daher auch kein Geständniß seiner Schuld ablegen können. An dieser aber zweifelte Niemand.

Lebrecht von Weddingen und Hermann von Gramkov mußten nach dem Gesetze noch einmal vor das Schwurgericht gestellt werden. Es war eine bloße Formalität, wie wir sagten.

Der Staats-Anwalt nahm das Wort, aber nur um zu erklären:

„Wir waren in diesem Saale Zeugen des Gottesgerichts! Wo der Himmel so deutlich sprach, hat der Mensch sich nur zu unterwerfen."

Die Geschworenen sprachen das Nichtschuldig aus. —

Nichts ist wetterwenderischer, als das Kriegsglück.

Im Jahre 1813 wurden die Franzosen vom deutschen Boden verjagt. Es kostete noch schwere, blutige Kämpfe. Lebrecht von Weddingen und Hermann von Gramkov nahmen Theil an der Befreiung des Vaterlandes von dem fremden Joche. Sie gehörten zu den ersten, die unter die preußischen Fahnen eilten.

In Zeiten, wie jene waren, konnte man Officiere gebrauchen, die bürgerliche Frauen hatten.

Bei Beendigung der Feldzüge war der Freiherr von Weddingen Oberst und Regiments-Kommandeur, Hermann von

Gramkov nahm als Hauptmann seinen Abschied und heirathete dann seine Cousine Margarethe Müllner.

Sie waren, nebenbei bemerkt, die beiden reichsten Leute in der Altmark.

Der Hühnerfritz? Sie hatten ihn zu sich nehmen wollen; aber er konnte nicht ablassen von seiner alten Gewohnheit, durch das Land zu vagabundiren und Hühner zu stehlen.

Ende.

Felix Freyhoff's Buchdruckerei in Schwedt a. O.